

12. Forum des Netzwerk Baukultur in Niedersachsen
Hannover, Historisches Museum | 14. April 2015

ZUKUNFT BAUKULTUR 1960+
netzwerk**DOKUMENTATION**

8



PROGRAMM

NETZWERK BAUKULTUR NIEDERSACHSEN | 12. Forum am 14. April 2015
ZUKUNFT BAUKULTUR 1960+

10.00 Come in

10.30 Begrüßung

Dr. Thomas Schwark

Direktor Historisches Museum Hannover

Ingrid Weinreich

Gesellschaft für Bauen und Wohnen
Hannover mbH, Leiterin Wohnungsbau

Prof. Dr. Bernd Krämer

Sprecher Netzwerk Baukultur in
Niedersachsen

10.50 Einführung

Rocco Curti

Der Arbeitskreis 1960+

FORSCHEN & ANWENDEN

11.00 **Dr. Olaf Gisbertz**

Technische Universität Braunschweig

Bericht aus dem Arbeitskreis

Winfried Brenne

Brenne Architekten, Berlin

Generalsanierung Theater Wolfsburg

Daniel Sebening

M.A. Baudenkmalpflege (HAWK Hildesheim)

Rolf-Dieter Ramcke. Bauten und

Projekte für die Stadt Hannover in den
1960er bis 1980er Jahren

Diskussion

12.10 Mittagsimbiss

VERMITTELN & BETEILIGEN

13.00 **Dr. Stefanie Krebs**

Tonspur Stadtlandschaft, Hannover

Bericht aus dem Arbeitskreis

Dr. Ulrich Knufinke und Dr. Nobert Funke

Netzwerk Braunschweiger Schule
Braunschweigische Landschaft e.V.

Achtung – modern!

Dr. Holger Pump-Uhlmann

Architekt, Braunschweig

Städtebauliche Qualitäten gemeinsam
sichern: das Beispiel Wolfsburg-

Detmerode

Diskussion

14.10 **Spaziergänge**

BEURTEILEN & SCHÜTZEN

15.30 **Hanna von der Lippe**

Deutscher Werkbund Nord

Bericht aus dem Arbeitskreis

Martin Krause

Amt für Bau- und Kunstpflege Hannover,

Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

Landeskirche Hannover –

Kirchenerfassungsprojekte

Dr. Felicia Riess

Lavesstiftung/Architektenkammer Nds.

Vorschlagsliste – Wanderausstellung –
Initiativen

Diskussion

16.40 Kaffeepause



Veranstaltungsort: Historisches Museum Hannover, Pferdemarkt 6, 30159 Hannover

ARCHIVIEREN & INVENTARISIEREN

17.10 **Arne Herbote**

Technische Universität Braunschweig

Bericht aus dem Arbeitskreis

Rocco Curti

Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege

Denkmalerfassung

Dr. Martin Peschken

Technische Universität Braunschweig,
Institut GTAS

Sammlung für Architektur und Ingenieur-
bau der Technischen Universität Braun-
schweig (SAIB)

Diskussion

AUSBLICKE

18.20 **Prof. Dr. Margitta Buchert**

a_ku Fakultät für Architektur und Land-
schaft, Leibniz Universität Hannover

18.30 Ende

IM GESPRÄCH MIT

Rocco Curti, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege und Sprecher des Arbeitskreises „1960+“ im Netzwerk Baukultur in Niedersachsen
Dr. Thomas Schwark, Direktor des Historischen Museums Hannover
Ingrid Weinreich, GBH Gesellschaft für Bauen und Wohnen Hannover, Leiterin Wohnungsbau

Sehr geehrte Frau Weinreich, sehr geehrter Herr Curti, sehr geehrter Herr Dr. Schwark, die Bauwerke der 1960er und 1970er Jahre stehen im Focus unseres heutigen 12. Forums. Der Arbeitskreis „1960+“ hat die Veranstaltung zu diesem Thema initiiert und gestaltet. Das Historische Museum Hannover und auch die GBH Gesellschaft für Wohnen und Bauen Hannover fördern als Mitglieder im Netzwerk Baukultur in Niedersachsen die Veranstaltung. Warum ist Ihnen dieses Thema wichtig?

Ingrid Weinreich: Die GBH ist zwar eine Gesellschaft, die Ende der 1920er Jahre gegründet wurde, aber unsere überwiegende Bautätigkeit war nach dem Krieg. Wir haben in unseren Beständen sehr viele Objekte aus den 1950er und 1960er Jahren, mit denen wir umgehen, deren Qualitäten wir zu schätzen wissen und die wir teilweise auch denkmalgerecht sanieren.

Über wie viele Wohnungen aus dieser Zeit reden wir?

IW: Wir haben zwischen 1950 und 1967 rund 10.000 Wohnungen gebaut, die heute nicht mehr alle in unserem Eigentum sind, aber von uns errichtet wurden.

Herr Curti, warum finden Sie es wichtig, dass wir gemeinsam über das Thema „Baukultur 1960+“ und die Zukunft dieser Baukultur reden?

Rocco Curti: Erst einmal ist es für Niedersachsen wichtig, weil die Bauten der Zeit die städtischen Bereiche Niedersachsens prägen. Das sind einfach die Stätten, die nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut und teilweise wiederaufgebaut wurden. Es sind unsere Stätten der Arbeitswelt und des Wohnens, aber auch Stätten des Glaubens, des Gebets, der Freizeitaktivitäten, der kulturellen Veranstaltungen. Aber genauso sind es die Freiflächen

und die Verkehrswege, die zu einem sehr großen Teil aus den 1960ern und 1970er Jahren stammen. Die Objekte sind in die Jahre gekommen und bedürfen vielfach einer Modernisierung, einer Revitalisierung. Genauso geht es um Erhaltungsthemen. Gemeint ist nicht nur die Erhaltung der herausragenden Bauten oder Objekte dieser Zeit, sondern auch die Erhaltung der in den Bauten gebundenen grauen Energie. Es geht also auch um ökologische Aspekte. Die Zeit ist absolut reif, sich mit dem Thema zu beschäftigen.

Was sind Ihre Beweggründe, Herr Dr. Schwark?

Dr. Thomas Schwark: Das kann ich ganz schnell beantworten: Zum Geschäft eines Historischen Museums, eines Geschichtsmuseums, gehört einfach Identitätsbildung. Ein Geschichtsmuseum ist Labor, Schaubühne und Identitätsfabrik, so hat es einer der Großen unseres Faches einmal beschrieben. Und wenn wir schauen, wie eine

Stadt wie Hannover sich historisch herleitet, welche Brüche, Verwerfungen und welche neuen Identifikationselemente es gegeben hat, dann gehört die Nachkriegsmoderne ganz gewiss prägend dazu. Zur Identität dieser Stadt gehört die Nachkriegsmoderne – in unterschiedlicher Weise, mit unterschiedlich qualitätsvollen Beispielen, aber eben auch mit herausragenden Bauwerken. Ich glaube, dass wir diesen Identitätsbestandteil, die Moderne, bewahren müssen.

Gemeint ist nicht nur die Erhaltung der herausragenden Bauten oder Objekte dieser Zeit, sondern auch die Erhaltung der in den Bauten gebundenen grauen Energie. Es geht also auch um ökologische Aspekte.

Herr Curti, was unterscheidet die Bauten der 1960er und 1970er Jahre von den 1950ern, die zu großen Teilen ihre erste Sanierungswelle schon durchschritten haben?

RC: Die 1950er Jahre werden durch ihre andere Formsprache und andere Proportionen ganz anders wahrgenommen. Das Verständnis für Werte oder für Erhaltungswerte ist viel stärker gegeben, wenn man von „den Fünfigern“ spricht. Die 1960er und 1970er Jahre sind oftmals gekennzeichnet durch großformatige Bauten. Daneben sind es Gebäude, wo sehr stark neue Materialien eingesetzt wurden, die manchmal den Rahmen sprengen,

manchmal auch sehr viel Beton zeigen. Da tut sich der Betrachter manchmal schwerer, Werte zu erkennen und sich für die Erhaltung dann zuständig zu fühlen oder einzusetzen.

Während die Bauepoche der 1950er Jahre in der Bevölkerung inzwischen weitgehende Anerkennung genießt, ist das für die 1960er und 1970er noch nicht der Fall. Dieser Zeit wird oftmals nur geringer materieller und künstlerischer Wert nachgesagt? Warum ist das so?

RC: Genau zu sagen, woran das liegt, ist für mich sehr schwierig. Ich habe das Gefühl, dass die Bauten der 1960er und 1970er Jahre in diese absolute „Boomzeit“ passen, wo eben sehr viel gebaut wurde, insbesondere sehr viel Wohnungsbau entstand und auch maßstabsprengende Bauten errichtet worden sind. Die hatten es zu ihrer Erbauungszeit schon schwer mit der Akzeptanz, das kann man deutlich beobachten, wenn man die historische Literatur betrachtet oder Zeitungsartikel aus der Zeit liest. Diese Akzeptanzprobleme gibt es heute immer noch. Noch hinzu kommt, dass die Bauten aus der Zeit uns oftmals sehr schlecht gepflegt überliefert worden sind. Manchmal ist es einfach die Reinigung oder die Wartung, die unterblieben ist. Wenn man jetzt Fassaden aus der Zeit betrachtet, macht das die Bauten noch spröder.

In meiner Wahrnehmung ist das Historische Museum Hannover eines der anerkannten Gebäude, vielleicht sogar eines der meist geliebten Gebäude dieser Zeit, Herr Dr. Schwark. Nicht zuletzt zählt es ja zu den wenigen Bauwerken dieser Epoche, die schon unter Denkmalschutz stehen. Ist das Last oder Segen für einen Museumsdirektor, der so ein Museum auch weiterentwickeln und in die Zukunft bringen will?

TS: Jeder Mensch, der in einem Baudenkmal lebt oder arbeitet, wird immer auch an die Grenzen der Handlungsmöglichkeiten stoßen. Da sind Grenzen von Gestaltung – man kann nicht

machen, was man will – und natürlich auch Unzulänglichkeiten, weil es sich ja immer um ältere Gebäude handelt. Es sind einige Dinge, die man heute anders machen würde. Hier wird auch nachgearbeitet. Wir sitzen gerade bei diesem Gespräch vor einer Glaswand, die dem modernen Brandschutz geschuldet ist. Wir haben es hier mit Menschen und Kulturgut zu tun, denen wir unserer Sorgfalt widmen müssen. Aber das greift natürlich ein in die Grundkonzeption des Gebäudes. Dies ist eigentlich ein offenes Gebäude und plötzlich ist hier eine Tür.

Andererseits freut es mich sehr, wenn Sie sagen, dass es eine Akzeptanz gibt für dieses Haus, vielleicht auch eine Freude darüber, in einer Altstadt ein modernes Gebäude zu haben. Das haben andere Städte in der Wiederaufbauphase ja völlig anders gelöst, denken Sie an Münster. Hier ist es ein anderer Weg geworden, wo ich wieder bei meiner Identität bin. Das ist das Besondere, auch grade an Hannover, das hier historischen Zuständen, dieser Traditionsinsel etwas dezidiert Modernes entgegen gesetzt worden ist.

Einen krassen Bruch gibt es zu den Gebäuden der 1970er, wo wirklich neue Materialien zum Einsatz kamen, als viel mit Beton gebaut wurde und als es in die Höhe ging.

Wie ist es im Wohnungsbau, Frau Weinrich? Kann man dort auch sagen, dass die 1950er-Jahre-Bauten beliebter sind, als die Gebäude der 1960er. Oder ist es da ganz anders?



IW: Also bei uns ist es anders. Es gibt wirklich einen fließenden Übergang zwischen den Gebäuden beider Jahrzehnte. Die Wohngebäude, die wir heute gemeinsam anschauen wollen, sind tatsächlich Häuser aus den 1950er Jahren, also der ersten Wiederaufbauzeit. Aber wir haben dann Ende der 1950er Jahre Haustypen, die noch bis weit in die 1960er Jahre so gebaut wurden. Diese Häuser sind auch jetzt noch recht beliebt bei den Mietern. Einen krassen Bruch gibt es dann zu den Gebäuden der 1970er, wo wirklich neue Materialien zum Einsatz kamen, als viel mit Beton gebaut wurde und als es in die Höhe ging. Wenn man in unserem Archiv nachschaut, stellt man fest, dass die Hochhäuser ganz am Anfang durchaus beliebt waren. Geschätzt wurden die damals sehr modernen Grundrisstypen mit Aufzug, mit Maisonette-Wohnungen und zum Teil großen Wohnungen in der 18. Etage. Aber dies galt eigentlich nur für kurze Zeit. Vieles hat schon nach wenigen Jahren Probleme gebracht und wurde dann schnell sehr

unbeliebt. Dagegen sind die 1960er Jahre-Wohnungen über die ganze Zeit und auch jetzt noch gut angenommen von den Mietern.

Welche Themen sind es, die Sie in der Sanierung beschäftigen? Die Bausubstanz und ihre energetische Ertüchtigung? Die Grundrissgrößen und –zuschnitte sowie eine mögliche Erweiterung? Oder die Erschließung der Wohnungen, also Behindertengerechtigkeit, Altersgerechtigkeit?

IW: Die Erweiterung der Grundrisse oder überhaupt die Veränderung der Grundrisse ist eher ein Thema in den 1950er Jahre-Gebäuden, die wirklich so klein sind, dass man heute als Familie dort nicht mehr leben kann, während die Grundrisse der 1960er Jahre eigentlich sehr gut funktionieren. Das Thema energetische Modernisierung ist dagegen ganz wichtig. Die Häuser haben dünne Wände. Wir haben zum einen Putzbauten, aber Klinker aus die



ser Zeit mit Schalenfugen, die sehr problematisch sind, die Feuchtigkeit durchlassen und einfach überhaupt nicht gedämmt wurden, so dass wir dort zum Teil mit Schimmelproblemen kämpfen. Wir gehen umfassend an diese Häuser heran. Dämmung, Fenster, Küchen und Bäder werden erneuert. Und wir fassen in dem Zuge auch die Außenanlagen an. Thema war in den 1960er Jahren „Licht, Luft, Raum für alle“ und eher ein Wohnen im Park. Hier muss man schauen. Wir haben die Freiflächen sehr schön angelegt, aber es hat zum Teil den Eindruck von Abstandsgrün. Die ganz alten Mieter erzählen noch, dass sie früher die Rasenflächen überhaupt nicht betreten durften und Ihre Kinder dort nicht spielen konnten. Das war alles verboten. Das Grün war nur zum Anschauen gedacht. Jetzt bemühen wir uns, die Außenanlagen so herzurichten, dass man sie nutzen kann.

Was steht für Sie ganz oben auf der Liste der Themen, die wichtig sind, Herr Dr. Schwark?

TS: Dies ist ja ein Haus in städtischer Trägerschaft – und ich gehöre nicht zu denen, die ständig schimpfen über ihre Träger. Ich bin sehr froh, dass sich die Landeshauptstadt Hannover mit ihrer Bauabteilung sehr sorgfältig und kontinuierlich um moderne Standards gekümmert hat. Das gelingt nicht immer vollends. Zum Beispiel Wärmedämmung ist ein Riesenproblem, völlig klar. Aber viele andere Sachen, etwa das Thema Behindertengerechtigkeit, sind sehr sukzessiv und systematisch angegangen worden.

Was im Augenblick anliegt, ist eine sehr denkmalgerechte und behutsame Inwertsetzung des Gebäudes insgesamt. Es lebt ganz stark von modernen Aktzenten in einer alten und wieder instandgesetzten Altstadt Hannovers und nimmt architektonisch ganz bestimmte Elemente auf, etwa die Rhythmik einer Vorgängerbebauung oder in situ vorgefundene Spolien, archäologisch ergrabene Funde wie die alte Stadtmauer. Wir

haben im letzten Jahr den Beginenturm wieder hinzu gewinnen können, der ausgekoppelt war als Kneipe und nun wieder Ausstellungsraum geworden ist. So hatte es sich der Architekt Dieter Oesterlen immer gewünscht. Das heißt, wir wollen Funktionalitäten, die Oesterlen sich vorgestellt hat und die Konzept des Hauses sind, wieder reaktivieren und neu organisieren.

Das heißt, diese enge Einheit von Architektur und Ausstellung, das Miteinander, ist für sie eher ein Wert, den sie noch weiter unterstreichen wollen? Sie denken nicht, dass diese Architektur nicht mehr zeitgemäß ist oder gar etwas fehlt.

TS: So ist es. Oesterlen hätte wahrscheinlich jetzt gesagt: Weiterbauen. Das ist sein Prinzip. Also nicht irgendwas abreißen und neu bauen, sondern die neuen Bedürfnisse wahrnehmen, formulieren und darauf reagieren.

Was sind solche neuen Bedürfnisse? Was macht man in der Didaktik eines Museums heute anders? Sind fünfzig Jahre später neue Funktionen hinzugekommen?

TS: Zunächst einmal war der Museumsbau ja unglaublich modern für seine Zeit. Erstens war das Einbeziehen von in situ vorgefundenen archäologischen Bauzeugnissen längst nicht üblich. Bedenken Sie, das Gebäude ist 1966 fertiggestellt worden. 1975 haben wir erst das Denkmalschutzjahr. In dieser Dekade ist die Erkenntnis erst gewachsen, dass man Dinge erhält und nicht einfach wegreißt und neu baut. Da war Oesterlen seiner Zeit unglaublich weit voraus. Und wenn sie nach didaktischen Qualitäten fragen, ist hier so etwas wie eine Gastronomie beispielsweise von ihm schon vorgesehen worden zu einer Zeit, wo dies noch kein anderes Museum hatte. Jedenfalls keines von den Neubauten. Aber eine ganz große Geste – und das macht auch die Bedeutung einer solchen Architektur

für das Museumswesen aus – ist die Bemessung der Architektur auf ein menschliches Maß. Eine große Debatte der ausgehenden 1960er Jahre war, dass „Musentempel zu Lernorten“ werden sollten. Man wollten keine Hochkultur mehr, sondern zu den Menschen herunter kommen. Das hatte Oesterlen längst gemacht! Sie kommen ebenerdig hinein und werden hineingezogen. Das ist Zeichen setzend für die Programmatik eines Museums und macht es aufregend und interessant.

Wir reden heute über verschiedene Themen, Herr Curti. Die angesprochenen Bewertungsmaßstäbe sind ein Thema, aber daneben werden uns auch die Themen Archivierung und Grundlagen beschäftigen. Für das Historische Museum gilt natürlich, dass der Nachlass des Architekten Dieter Oesterlen in der Akademie der Künste in Berlin sehr gut gesichert und aufgearbeitet ist. Das gilt vermutlich nicht für alle Bestände. Wer sollte, wer könnte, wer müsste sich um eine systematische Aufarbeitung kümmern?

RC: Das ist eine große Frage. Wir beobachten momentan erst einmal, dass es verschiedene Sammlungen gibt, verschiedene Archive, die sich darum bemühen, die Nachlässe zu sichern, aufzubewahren und dann zu erschließen. Aber für Niedersachsen gibt es noch keine zentrale Stelle. Das gilt auch für andere Bundesländer. Wir haben eine Stelle natürlich an der Technischen Universität in Braunschweig. Daneben gibt es natürlich die Staatsarchive in Niedersachsen, die geeignet wären, sich mit dem Thema zu beschäftigen.

Aber es bis jetzt nicht tun? Oder nur eingeschränkt?

RC: Die Frage ist auch, welchen Zweck die tägliche Arbeit im Archiv hat. Es gibt spezialisierte Archive, beispielsweise das Archiv für Architektur und Ingenieurbaukunst NRW an der TU Dortmund, das sich im Grunde fast ausschließlich mit Ingenieurbaukunst und Architektur der Nachkriegszeit

beschäftigt. Das wäre eine andere Herangehensweise. Man würde dann sehr speziell schauen und hätte vielleicht auch die Möglichkeit, sich um Modelle zu kümmern, sich also speziell mit den Eigenheiten des Archivgutes der Zeit zu beschäftigen.

„Masse statt Klasse?“ fragte ein Workshop, den der Arbeitskreis „1960+“ im September 2014 durchgeführt hat. Sehen sie in der Vielzahl der Bauten, die in dieser Zeit entstanden sind, eines der Probleme – sowohl in der Archivierung, als auch in der Bewertung?

RC: Also das Schlagwort „Masse statt Klasse“ finde ich ein bisschen provokativ ...

Wenn wir weniger Klasse hätten, würden wir uns mit der Bewertung viel leichter tun. Wir haben eine Unmenge an sehr guten Bauten aus der Zeit, die man bewerten muss. Das ist die Schwierigkeit.

Das war, glaube ich, auch so gemeint.

RC: Das entspricht nicht der Wirklichkeit. Wir haben Masse, aber auch Klasse. Wenn wir weniger Klasse hätten, würden wir uns mit der Bewertung viel leichter tun. Wir haben eine Unmenge an sehr guten Bauten aus der Zeit, die man bewerten muss. Das ist die Schwierigkeit. Wir beschäftigen uns mit einer Epoche, die eine „Boom-Zeit“ war. Es wurde einfach sehr viel gebaut – und auch sehr viel umgebaut. Zum Beispiel haben wir viele

Kirchen aus der Zeit – historische Kirchen, die in der Zeit neu gestaltet wurden. Es geht auch um Innenraumgestaltung, es geht um Städtebau und so weiter. Eine sehr, sehr große Aufgabe, die sehr komplex ist.

Meine Schlussfrage: Was kann der Arbeitskreis „1960+“ mit Blick auf diesen Berg an Aufgaben eigentlich bewirken, Herr Curti? Geht es in erster Linie darum, eine Fortschreibung der Denkmallisten zu erreichen, oder haben sie ganz andere Ziele?

RC: Sicher geht es aus meiner Sicht auch darum, die herausragenden Bauten dieser Zeit auf die Denkmalliste zu bekommen. Aber wir haben in den 1 ½ Jahren Arbeitskreisarbeit wahrgenommen, dass die Aspekte so vielfältig sind, dass man breit aufgestellt sein muss, um die Qualitäten überhaupt erst einmal zu erkennen. Das ist vielleicht das Hauptthema. Innerhalb dieses Arbeitskreises müssen wir uns gegenseitig erst einmal informieren und kennenlernen. Wir müssen gemeinsam verstehen, welche Aspekte es zu beachten gibt. Und es kann sicher nicht so sein, dass es eine rein fachliche Arbeit gibt, die dann keinen Widerhall in der Realität findet. So schaffen wir es nicht, die Bauten zu erhalten. Die gesellschaftliche Akzeptanz ist das Allerwichtigste bei der Erhaltung dieser Bauten. Deswegen brauchen wir sehr viele Akteure, die mitarbeiten.

Was würden sie sich wünschen, Frau Weirich. Was würde Ihnen in der täglichen Arbeit an und mit diesen Beständen weiterhelfen?

IW: Wir erleben immer wieder einen Wandel in den Wohnwünschen und Lebensvorstellungen. In den 1960er Jahren waren die neuen Wohnquartiere beliebt, weil sie im Grünen lagen und man dort besser wohnen konnte als in den Gründerzeitquartieren, die damals in einem nicht sehr guten baulichen und technischen Zustand waren, mit Ofenheizungen, teilweise ohne Bäder und mit WCs auf halber Treppe. Das hat sich mittlerweile total

umgekehrt. Schön wäre es wenn man die Qualitäten dieser 1960er Jahre-Bauten wieder mehr wahrnehmen und schätzen würde.

Letzte Frage auch an Sie, Herr Dr. Schwark: Wird ihrer Einschätzung nach das Gebäude von den Nutzern, von den Besuchern geschätzt oder gibt es für Sie auch einen Vermittlungsaspekt? Müssen Sie auch etwas zu diesem Baukulturthema „Zukunft 1960+“ aktiv als Museum beitragen?

TS: Tatsächlich braucht es auch bezogen auf diese Architektur immer noch die Vermittlung. Diesen Beitrag wollen wir auch wirklich gerne leisten. Es gibt schon Menschen, die der Meinung sind, das sieht aus wie eine Hochgarage und hat vier Rückseiten. Aber es ist uns ganz wichtig, dass wir darüber reden, dass wir ins Gespräch kommen und das wir die Begabungen des Hauses, die besonderen Qualitäten weiterführen und weiter in Wert setzen. Ich glaube, dass die Menschen dieses Gebäude mit seinen unterschiedlichen Aufenthaltsqualitäten auch wahrnehmen. Und es macht Spaß, das zu sehen.

Interview: Nicole Froberg



FORSCHEN & ANWENDEN*

BERICHT AUS DEM ARBEITSKREIS

Dr. Olaf Gisbertz, Technische Universität Braunschweig

In diesem Jahr jährt sich das Europäische Denkmalschutzjahr zum 40. Mal. Viele werden dazu noch die unzähligen Tagungen, Veranstaltungen und Ausstellungen vor Augen haben, vielleicht auch noch den Begleitband „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“. Man begann damit, den großen Baubestand der Gründerzeit in den Blick zu nehmen, der durch die Moderne, die plakativ dagegen gestellt wurde, bedroht zu sein schien. Ein wenig unbeachtet vom Mainstream des damaligen Architektur- und Denkmaldiskurses fand an der Gesamthochschule Kassel eine bemerkenswerte Veranstaltung statt, um sich der allerorten viel diskutierten Frage um Erhalt und Erneuerung der gründerzeitlichen Baubestände neu anzunehmen. An die Spitze dieser „Bottom-up“- Bewegung setzte sich der Schweizer Soziologe Lucius Burckhardt mit den Worten:

„Nicht irgendwelche Experten sollten zum wiederholten Male ihre längst bekannten und überall nachzulesenden Thesen in stundenlangen Referaten verkünden, sondern

alle Teilnehmer sollten versuchen in eigenen Beiträgen Probleme des Denkmalschutzjahres einzuschätzen, Ursachen aufzudecken und eventuell Lösungen zu finden.“¹

Dieses Motto kann gewissermaßen unter anderem Vorzeichen als Leitsatz eines Workshops an der TU Braunschweig verstanden werden, der im Herbst 2014 diesem Netzwerk-Forum vorgeschaltet war, um neu über die Fragen von Forschung, Lehre und Denkmalpflege, Öffentlichkeitsarbeit und das Sammeln von Archivgut im Bezug auf die Nachkriegsarchitektur nachzudenken. Es empfiehlt sich für das „forschen und anwenden“ bewusst den Blick nicht nur auf die Architektur zu richten, umfasste die Baukultur der 1960er und 1970er Jahre doch ungleich mehr: nicht nur die Bauten selbst, auch die Planung von Grünflächen, die Verkehrswege, die Zwischenräume und all das, was man leicht übersieht, wenn man nur von einer „Nachkriegsmoderne“ spricht, der schon damals jegliches Potential auch von Seiten der Architekturkritik für ein urbanes Leben

abgesprochen wurde. Das ist noch heute – wo selbst kulturbeflissene Feuilletonisten die Zeit der 1960er und 1970er Jahre penetrant als „unsere Flegeljahre“ ausmachen und deren Bauzeugnisse als „Brikett-Ästhetik der gebauten Stapelware“² brandmarken – eine schwere Bürde für die Forschung, auch für die Diskussion um den weiteren Umgang mit den Bauten dieser Ära, die freilich neben vielem Belanglosem eine Reihe von bemerkenswerten Gebäuden und Ensembles hervorgebracht hat. Das Interesse nach Wert und Wertigkeit der baukulturellen Zeugnisse im Kontext der gesellschaftlichen Entwicklung hat auch die universitäre Forschung aus unterschiedlichen Richtungen beschäftigt. Der wissenschaftliche Zugang zur Baukultur 1960+ generierte sich schon recht bald vor und nach der deutschen Wiedervereinigung. Doch erst nach der Jahrtausendwende wurden die Forschungen intensiviert, nicht zuletzt vor dem Eindruck eines drohenden Verlustes von „wertvollem“ Bestand aus einer Epoche, die nicht „alt“ genug war, um als abgeschlossen „historisch“ gelten zu

können. Die Aufmerksamkeit richtete sich zunächst auf Werk und Wirkung führender Architekten der Zeit, um sich dann auch einzelnen Baugattungen zu widmen: vor allem Sakralbauten, Rathäuser, Verwaltungsbauten und Kulturhäuser etc. Aber auch baukulturelle „Massen“-Phänomene wie der „beton brut“ oder solitäre Großbauten blieben nicht unbeachtet. Übergreifende Fragestellungen werden nur selten thematisiert, mit Ausnahme einer kulturräumlichen Verifizierung einer „Ostmoderne“³, der man nun trotz großer politischer Barrieren auch einige Bezüge zu einer „Westmoderne“ nachweisen könnte. Auch gibt es kaum Ansätze nach regional spezifischen Ausprägungen der Architektur 1960+ zu fragen. Das wäre für Niedersachsen eine lohnende Aufgabe, kann das Land mit Braunschweig, Hannover und Wolfsburg doch als ein ‚Epizentrum der Nachkriegsmoderne in Deutschland‘ gelten. Und so stellte sich der Workshop des AK 1960+ im Bereich der Forschung die Frage, welche Aspekte denn von der Forschung noch zu bewältigen sind, angesichts der „Masse“

von kulturellen Phänomenen, die interdisziplinär auch die Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften, die Soziologie, die Architektur- und Kunstgeschichte, die Architekturtheorie u.v.a. Fächer erörtern? Denn schließlich sind die Ergebnisse dieser Forschungen Grundlage für das weitere Handeln, nicht nur für die Inventarisierung von Denkmalobjekten, sondern auch für das Monitoring eines Baubestandes, der in die Jahre gekommen ist und von daher nach über 40 Jahren Standzeit und einem mäßigen Bauunterhalt derzeit einem großen Veränderungsdruck unterworfen ist. Für die Forschung bleiben trotz aller bisherigen Bemühungen offene Fragen, die der Arbeitskreis im Braunschweiger Workshop breit diskutiert und anschließend im Plenum erörtert hat: Die Hauptthemen der Forschung wurden in vier Kernfeldern ausgemacht, gleichsam einem 4-Punkte-Programm, um die Baukultur 1960+ besser verstehen und ihr damit in der Öffentlichkeit eine größere Wertschätzung entgegen bringen zu können, obligatorisch auch für die denkmalspezifischen Setzungen einer zukünftigen Erinnerungskultur in Deutschland.

1. Methoden und Begriffe

Ob formal-stilistische, historiographische oder phänomenologische Denkmodelle präferiert werden, es werden auf jeden Fall fächerübergreifende Verfahren eingefordert, um vergleichbare Ergebnisse generieren zu können. Der Epochenbegriff „Nachkriegsmoderne“ kann helfen, kann Orientierung geben, lässt aber vieles außen vor: eine chronologische, rein „formal-ästhetische“ Darstellung erscheint schwierig angesichts parallel verlaufender Phänomene der Baukultur 1960+. Stattdessen sollte die Forschung eher von architektonischen Haltungen und zeitgenössischen Kategorien der damaligen Diskurse in Architektur und Städtebau ausgehen und ein quellenorientiertes Studium einfordern: Archivalische Quellen müssen ebenso berücksichtigt werden, wie die baulichen Zeugnisse als historische Quellen selbst. Darüber hinaus erscheinen auch die Möglichkeiten der „oral history“ lohnend, solange die Akteure von damals zu qualifizierenden Interviews zur Verfügung stehen. Auf diese Weise sollte die Bewertung weniger

individuellen Wahrnehmungen überlassen werden. Vielmehr sollten durch Kontextualisierungen die zeitgenössischen Ideen und Vorstellungen der Urheber decodiert und die Bedeutung von Architektenbiografien und architektonischen und städtebaulichen Werken diskutiert werden, was einer „wertpluralen“ Diskursanalyse von mentalitätsgeschichtlichen Aspekten entspricht.⁴ Das gilt auch im Hinblick auf die weitere Ausdifferenzierung einer Denkmaltheorie für das 20. und 21. Jahrhundert unter der zentralen Fragestellung, ob und inwieweit sich der Kanon der Denkmalpflege angesichts der großen Baubestände aus den Boomjahren ändert. Dabei sind auch die zentralen Begriffssetzungen „Tradition“ und „Innovation“ neu zu überdenken, reichen die Traditionslinien der Nachkriegsarchitektur trotz allem Glauben an Neuerungen, Fortschritt und bautechnische Innovationen doch ebenso über eine „Stunde Null“ zurück, wie die sozio-kulturellen Kontinuitäten der Zeit nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Daraus ergeben sich weiterführende Fragen, die einer Klärung bedürfen: Welche Rolle spielte die Bauindustrie bei der Entwicklung der Gebäude? Welche Planungskulturen gab es? Entstand ein neues Koordinatensystem für die architektonische Planung? Welche Büro-Kollektive / Architektengemeinschaften bestanden, welche Architekturschulen haben die „Zeitenwenden“ überdauert oder haben sich neu gebildet bis hin zu einzelnen Akteuren unter Städtebauern, Architekten, Ingenieuren und ihren jeweiligen Netzwerken. Wurde gar die Rolle zwischen Ingenieur und Architekt neu ausgehandelt?

2. Akteure und Werke

Für das Verstehen der Architektur zwischen 1960 und 1980 fehlt es der Forschung an Wissen um die Entwurfsmethodiken in Architektur und Städtebau. Zwar sind einige Architekturschulen der Zeit bekannt, konnten Ausbildungssysteme gegenüber gestellt werden, doch liegen viele Diskurse der Zeit noch weitestgehend im Dunkeln. Hier fehlen Antworten auf Fragen, die – vor allem nach den Studentenprotesten – auch die Ausbildungsinhalte an den Ausbildungsstätten berührten. Mit einem neuen Nachdenken über Architektur und deren gesellschaftskulturelle

Bedeutung nach 1968 ging zugleich eine größere Professionalisierung in der Baubranche einher, die auch die Entwurfsmethodiken berührten: Nicht selten wurden auch Experten für einzelne Gewerke und die gesamte Gebäudeplanung (z.B. Quickborner Team) hinzugezogen. Dieses Paradoxon zwischen Theorie und Praxis hat den Berufsstand der Architekten und Städtebauer gravierend verändert und damit auch das Selbstverständnis der am Bau beteiligten Akteure. Wie wurde diese Diversifizierung der Baubranche virulent, welche Konsequenzen ergaben sich dadurch für die gebaute Umwelt? Wie lassen sich die architektonischen Qualitäten angesichts von „Typisierung“ und „Modularisierung“ von Bauweisen und -methoden beurteilen? Welche Erhaltungsstrategien lassen sich dabei für die Gebäude aus dieser Zeit generieren?

3. Baugattungen und Bauaufgaben

Wenn es um das Denken einer Zukunft für die Baubestände aus den Jahren zwischen 1960 und 1980 geht, ist dem Erhalt und der Fortschreibung zunächst ein Verstehen von Architektur und Städtebau der Zeit notwendig. Für viele Bestände konnten in der Vergangenheit die Forschungen vorangetrieben werden: Viele Baugattungen standen im Fokus, ausgehend von solitären Sakralbauten über Verwaltungsbauten bis hin zu großvolumigen Siedlungen des Massenwohnungsbaus. Weniger unter Beobachtung standen dabei die städtebaulichen Planungen, wenn auch schon seit den 1980er über die Leitbilddebatte im Städtebau der Nachkriegsjahrzehnte retrospektiv nachgedacht wird. Dennoch fehlen Arbeiten über Infrastrukturen für Shopping und Freizeit sowie Verkehrsbauten oder großstädtische Anlagen, die Wohnen, Arbeiten und Erholen unter einem Dach ermöglichten sollten und die man als „Imagination der Stadt selbst“ verstand (z.B. Lister Tor in Hannover). Aber auch Überblickwerke zum Einfamilienhausbau und der den Wohnhäusern umgebenden Parklandschaften sind rar. Besonders hier erfordert der demographische Wandel und ein geändertes Nutzerverhalten intelligente Strategien für das Weiternutzen von vorhandenen Identifikationspotenzialen und Bauressourcen.

4. Erhaltung und Intervention

Die Megastrukturen, die im Bild der Städte nicht ohne Maßstabsprünge blieben, werfen viele Fragen auf. Vor allem wenn es darum geht, Optionen für ein Weiternutzen und Weiterbauen zu entwickeln. Besonders aus Gründen der Ökonomie, aber auch der Ökologie in Bezug auf Parameter der „Grauen Energie“, erscheint es geradezu unabdingbar, die Bestände der Jahre zwischen 1960 und 1980 im Kreislauf der Wertschöpfung zu halten. Doch nach welchen Kriterien sollte dies geschehen? Welche architektonischen Qualitäten wären für die Zukunft zu berücksichtigen? Wo liegen die architektonischen Grundlagen für das Weiterbauen? Gibt es gar eine Strategie oder gar eine Theorie des Weiterbaus, das den Erhalt wesentlicher Gestaltungsmerkmale der Architektur 1960+ einschließt? Und, wo wären die Grenzen zu ziehen zwischen denkmalgerechten Erhaltungsstrategien und architektonischen Interventionen des Weiterbaus? – Damit sind wesentliche Überlegungen für ein „forschen und anwenden“ angerissen, die in den nachfolgenden Fachbeiträgen weiter ausdifferenziert werden, zunächst in Bezug auf eine objektorientierte Betrachtung. Der Arbeitskreis 1960+ plädiert jedenfalls für mehr Interdisziplinarität zwischen universitärer Forschung und der Anwendung vor Ort, für mehr Kooperationen zwischen den zumeist individuellen Forschungsinitiativen, für mehr Interaktion zwischen Theorie und Praxis.

* Der vorliegende Beitrag basiert auf der Habilitationsschrift des Autors zum Thema „Reflexion und Transformation. Erhalten und Weiterbauen der (Nachkriegs-)Moderne“. Manuskript 2015.

¹ Burckhardt, Lucius: Denkmalpflege ist Sozialpolitik. Studentische Tagung an der Gesamthochschule Kassel vom 3-8.11.1975. Kassel 1977, S. 32.

² Mönninger, Michael: Die Kathedralen unserer Fliegeljahre. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26. Juni 2015, Nr. 145, S. 10. Ders.: Brikett-Ästhetik der gebauten Stapelware. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.06.2015, S. 11.

³ Escherich, Mark: Denkmal Ost-Moderne. Aneignung und Erhaltung des baulichen Erbes der Nachkriegsmoderne. Berlin 2012./ zuvor: Butter, Andreas: Ostmoderne: Architektur in Berlin 1945-1960. Berlin 2004.

⁴ Vgl. Margitta Buchert, Uni Hannover, Beitrag in dieser Dokumentation.



GENERALSANIERUNG THEATER WOLFSBURG

Winfried Brenne, Brenne Architekten, Berlin

Das Theater in Wolfsburg wurde nach einem 1965 ausgelobten Wettbewerb nach Entwürfen von Hans Scharoun zwischen 1969 und 1973 geplant und gebaut. Am Stadtrand auf dem Klieversberg gelegen, fügt sich der kristalline Baukörper auf gelungene Weise in die umliegende Hügellandschaft ein und wird mit dem dahinter liegenden Wald bewusst stadträumlich und landschaftsbezogen in Szene gesetzt. Mit seiner innovativen Form und Raumanordnung gehört das Theater zu den herausragenden Beispielen organischer Architektur in Deutschland. 1984 erfolgte der Eintrag in die Liste der schützenswerten Kulturdenkmale der Stadt Wolfsburg. Das Theater ist bis heute weitestgehend in seinem bauzeitlichen Zustand erhalten und die bisher erfolgten Reparaturen und Instandsetzungen wurden alle denkmalgerecht ausgeführt.

Die heutigen Anforderungen, die Bauherr wie auch Nutzer an ein modernes Theater stellen,

sind im Bereich energetischer und sicherheitstechnischer Aspekte erheblich gestiegen. Dies erfordert ein Um- bzw. Weiterdenken in den verschiedensten Bereichen, und betrifft beispielsweise behindertengerechte Zugänge für die Inklusion und großzügigere Sanitäreinrichtungen, aber ebenso die Einrichtung separater Raucherzonen als Antwort auf veränderte gesellschaftliche Bedürfnisse. Vor allem Bühnentechnik, Brandschutz, Wärmedämmung und Belüftungssysteme müssen modernisiert bzw. erneuert werden. Daneben sind Erweiterungen der räumlichen Kapazitäten, vor allem im Bereich von Depots und Lagerflächen, dringend geboten.

Die Stadt entschied, die Durchführung dieser komplexen Aufgabe in die Hände eines Generalplaners zu legen, um alle notwendigen sicherheitstechnischen und denkmalpflegerischen

Ansicht des Scharoun-Theaters, 2013, Foto: Lars Landmann





Foyer, 2013, Foto: Lars Landmann



Foyer, 2014, Foto: Lars Landmann



Erweiterungsbau für Sprinkler und Gebäudetechnik, 2014, Foto: Lars Landmann

Vorgaben umzusetzen und den vielschichtigen Aspekten in diesem Kontext umfassend gerecht zu werden. Den Zuschlag erhielt unser Büro, BRENNE ARCHITEKTEN Gesellschaft von Architekten mbH, da unser in langjähriger Erfahrung entwickeltes Konzept der „Integralen Planung als Ressource der Denkmalpflege“ überzeugte.

Unsere Planungsstrategie stellt die Wahrung der Authentizität und den Erhalt der bauzeitlichen Substanz durch behutsames Weiterbauen in den Mittelpunkt. So kooperieren bei dieser Sanierung allein 19 verschiedene Institutionen und Behörden, 39 Planer, Architekten und Gutachter und über 50 ausführende Firmen. Insgesamt sind somit annähernd 120 Partner involviert, die alle informiert und in den komplexen Planungsprozess eingebunden werden müssen.

Unsere Vorgehensweise besteht darin, zunächst die nötigen Grundlagen zu erarbeiten, die sich in „Anamnese“, „Analyse“ und „Therapie“ gliedern: In der Bestandsaufnahme, „Anamnese“, erfolgt die Betrachtung der Unterschiede zwischen dem bauzeitlichen Zustand von 1973 und der Gegenwart. Es gilt dabei, historische Gegebenheiten mit der heutigen, veränderten Baurealität in Bezug zu setzen, zu analysieren und die Feinheiten der Details herauszuarbeiten. Darauf

folgen die „Analyse“ und die Erstellung eines denkmalpflegerischen Gebäudekonzeptes. Als dritter entscheidender Schritt, „Therapie“, wird die Gebäudeinstandsetzung geplant.

Nach diesen grundlegenden Überlegungen widmet die sich daran anschließende Konzeptphase der Frage, welche Kriterien und Parameter zur Einschätzung des baukulturellen Wertes des Gebäudes bzw. von Bauteilen und Elementen festzulegen sind, und eine Wertebilanz wird erstellt. Daraus erfolgt eine Zonierung des Gebäudes, kategorisiert nach den vier entscheidenden Kriterien Instandsetzung – Renovierung - Weiterbauen/ Hinzufügen und Ertüchtigung: Die Instandsetzung beinhaltet die Wahrung der Authentizität, mit Hilfe umsichtiger Pflege und Reparaturmaßnahmen. Auf diese Weise werden z. B. der Theatersaal (denkmalgerechte Aufarbeitung der Bestuhlung im Zuschauerbereich, Optimierung der in die Rückenlehnen integrierten Lüftung; Überarbeitung der Holzverkleidung der Wände) und die Fassade behandelt (energetische Verbesserung der Gebäudehülle mit Überarbeitung der Fenster mittels moderner Isolierverglasung).

Die Renovierung sieht eine Erhaltung und Wiederherstellung von Bauteilen vor, die eine Nutzungsanpassung durch neue Technik u. ä.

umfassen, jedoch möglichst ohne dass dabei architektonische und gestalterische Änderungen eintreten. Gerade technische Einbauten, die ein Stück der Architektursprache und sehr diffizil sind, gilt es zu bewahren. Im Bereich der Beleuchtung konnten so die vorhandenen Lampen erhalten bleiben, wurden jedoch mit einer innovativen LED-Technik ausgerüstet, beispielsweise im Foyer und im Verwaltungsbereich. Die bauzeitlichen Akustikdeckenplatten des ursprünglichen Herstellers im Foyer konnten neu hergestellt werden. Dieser Lösungsansatz wurde dann Vorbild für die Erneuerung der gesamten Abhangdecke, so dass das bauzeitliche Erscheinungsbild gewahrt bleibt.

Daneben gibt es aber auch Gebäudebereiche, die durch modifizierte Sicherheitsvorschriften oder aufgrund schadhafter und abgängiger Technik vollständig erneuert werden müssen. Austausch bzw. Zufügungen sind unter Wahrung der bauzeitlichen Architektur vorzunehmen. So brauchte z. B. die Sprinkleranlage neue Volumina. Durch veränderte Nutzungsbedingungen kommt es schließlich auch zu Bauteilanpassungen und Erweiterungen. Solche Hinzufügungen betreffen die Kucheneinbauten, die Magazine, die Sanitärbereiche (Erweiterung der Toilettenanlagen durch einen Anbau im Bereich des Berghangs), die

Kassenanlage im Eingangsbereich (sie soll ein neues, verändertes Gesamtkonzept erhalten, um die Benutzerfreundlichkeit zu optimieren), Anbauten für die Gebäudetechnik und die Bühne, sowie einen separaten Raucherpavillon und vergrößerte Müllstandorte. Der überwiegende Teil der neuen Baukörper konnten unterirdisch angelegt bzw. ausgelagert werden, so dass die Gestaltung der Fassade nicht betroffen bzw. beeinträchtigt ist (beispielsweise die unterirdische Herstellung einer Zisterne für die Löschwasserversorgung).

Und schließlich gibt es auch Bereiche, die zu ertüchtigen sind. Dies betrifft alle Bereiche der technischen Infrastruktur und der Lüftungszentralen. Die Technik des Bühnenhauses ist mechanisch in gutem Zustand und kann daher bauzeitlich erhalten werden. Aus sicherheitstechnischen Gründen und zur Verbesserung des Betriebsablaufes werden die Antriebe der beweglichen Elemente anlagen- und steuerungstechnisch verbessert.

Mit diesem denkmalgerechten Sanierungs- und Instandsetzungskonzept, das bis ins Detail mit der Denkmalbehörde abgestimmt ist, bleibt die wahrgenommene „Patina“ des Gebäudes ebenso wie die feinsinnige Architektursprache von Hans Scharoun erhalten. So hat das Theater in Wolfsburg die beste Voraussetzung, als Meilenstein der organischen Architektur in seiner gesamten Schönheit und Aussagekraft auch für zukünftige Generationen erlebbar zu sein und sie zu erfreuen.



ROLF-DIETER RAMCKE. BAUTEN UND PROJEKTE FÜR DIE STADT HANNOVER IN DEN 1960er BIS 1980er JAHREN

Daniel Sebening, M.A. Baudenkmalpflege (HAWK Hildesheim)

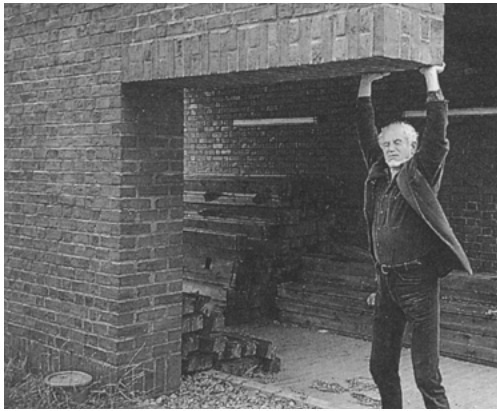
In den 1960er bis 1980er Jahren entstanden in Hannover herausragende Zeugnisse einer Generation von Architekten, die als Beamte und Angestellte der öffentlichen Sache dienten. Eine Vielzahl dieser Bauten wurde in Hannover im städtischen Hochbauamt von öffentlich bediensteten Architekten in der Entwurfsabteilung geplant. Einer dieser Architekten ist Rolf-Dieter Ramcke, den ich im Rahmen meiner Abschlussarbeit kennenlernen durfte und somit die Möglichkeit hatte, neben den zeitgenössischen Text- und Bildquellen, seine berufsbiografischen Erlebnisse im Kontext seiner Anstellung im Hochbauamt nachzuzeichnen.¹ Das architektonische Schaffen Ramckes steht dabei in enger Verzahnung mit den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten und Entwicklungen der 1960er bis 1980er Jahre sowie dem damaligen Stadtbaurat Rudolf Hillebrecht (1948-75). Öffentliche Bauten der sozialen und kulturellen Infrastruktur wurden zu jener Zeit zu einem großen Teil von städtischen Bauämtern geplant. Die Städte

stellten hervorragende Architekten an, denen sie die Perspektive boten, mit Ihren Arbeiten einen Dienst am Gemeinwesen zu leisten. So entstanden in dieser Periode zwischen den Aufgaben des Wiederaufbaus und der einsetzenden Herrschaft der Marktwirtschaft an vielen Orten in Deutschland, herausragende architektonische Zeugnisse. So auch in der Stadt Hannover, in der Ende der 1950er Jahre der Wiederaufbau nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg weitestgehend abgeschlossen war und der Aufbau einer sozialen Infrastruktur zu einem großen Teil der öffentlichen Bauverwaltung, dem damaligen Stadtbaurat Rudolf Hillebrecht und einer Reihe beamteter und angestellter Architektinnen und Architekten zufiel. Auch wenn Sozial- und Kulturbauten in dieser Zeit keine neue Bauaufgabe darstellten, so waren diese doch mit Konzepten verbunden, die sich aufgrund

Terrasse Hochschule für Musik und Theater Hannover, 1974,

Foto: Heike Seewald





Rolf-Dieter Ramcke am Schlammumpwerk Hannover 1993, Foto: Bernd Müller



Ansicht Vorderseite Hochschule für Musik und Theater, 1974, Foto: Heike Seewald

veränderter Anforderungen und neu formulierter Bedürfnisse der wachsenden Bevölkerung, den Planern stellten und denen mit neuen architektonischen Konzepten begegnet wurde.

Einer dieser Planer war der damals 28-jährige Rolf-Dieter Ramcke, der im April 1962 eine Stelle als Entwurfsarchitekt im Hochbauamt antrat. Ausschlaggebendes Argument für die Entscheidung im Hochbauamt anzufangen, war der damalige Stadtbaurat Hillebrecht. Zu den bekanntesten Bauten Ramckes zählt der 1973 fertiggestellte Neubau der Hochschule für Musik und Theater, dessen Planung aber schon 1965 mit einem ersten öffentlich ausgeschriebenen Wettbewerb begann. Die Besonderheit, so Ramcke, bestand in der Organisation des Wettbewerbs, der zunächst mehrere Vorentwürfe für die verschiedenen potentiellen Standorte in der Stadt von den öffentlichen und bauamtsinternen Teilnehmern forderte. Die ausgelobten Bauplätze befanden sich am heutigen Standort am Emmichplatz (damals Neues Haus), am Lister Turm, der Stadthalle und dem heutigen Ihmezentrum. Nach gut einem Jahr endete diese erste Phase des Wettbewerbs mit einem abschließenden Entwurf für den heutigen Standort. Ramcke gewann diesen, musste das Projekt jedoch wenig später aufgrund fehlender öffentlicher Gelder auf unbestimmte Zeit auf Eis legen. Ramcke und seine

Kollegen hinderte diese Unterbrechung allerdings nicht daran weiter an dem Projekt zu arbeiten und der Stadt in Zusammenarbeit mit der Hochschule zwei weitere Vorentwürfe vorzulegen.

Eine verbesserte finanzielle Situation der Stadt ließ es schließlich zu, dass das Projekt 1969 in den Haushaltsplan gestellt werden sollte. Weitere Schwierigkeiten ließen jedoch nicht lange auf sich warten. Eine negative Stellungnahme der Stadtkämmerei, die den Entwurf von Ramcke und seinen Kollegen mit einem Insekt (Engerling) verglich hatte unter anderem zur Folge, dass Kompromisse in Bezug auf die Ausführung des Baus gemacht werden mussten. Nach über fünfjähriger Planungszeit konnte 1970 mit dem Bau begonnen werden, an dessen Ausführung zwischenzeitlich über 14 Mitarbeitern des Hochbauamtes arbeiteten. Von Vorteil war hierbei auch die Nähe des Planungs- und Entwurfsteams zum Bauplatz, das sich in einer Villa an der gegenüberliegenden Hohenzollernstraße niederließen. Hier wurde während der Planungszeit auch ein Modell im Maßstab 1:20 angefertigt, das nach der Fertigstellung des Baus im Jahr 1973 allerdings zerstört werden musste, da es durch keine Tür und kein Fenster passte.

Die Kubatur des Gebäudes orientiert sich an den jeweiligen städtebaulichen Achsen seiner unmittel-

baren Umgebung und an den Erfordernissen des Raumprogramms. Die abknickende Königsstraße wird durch die Saalwand im Südwesten aufgenommen und betont die Achse zum Opernhaus in der Innenstadt, die somit auch einen Bezug zum Stadtkern und respektive zu den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt herstellen sollte. Über die Formgebung gab und gibt es bis heute viele Interpretationen. Als Embryo, Seepferdchen, Schnecke oder Ohr wurde die Form bezeichnet. Nach Ramckes Aussage hat er beim Entwurf jedoch an keine dieser Formen gedacht. Der Bau der Hochschule zieht seine Wirkung maßgeblich aus den verwendeten Materialien und dem Farbkonzept. Ausgeführt wurde der Bau Außen in grau eingefärbtem Kalksandsteinmauerwerk und schalungsgrau belassenem Sichtbeton. Farbliche Akzente setzen die blauen und roten Fensterelemente sowie der im Innern verwendete markant rote Teppich, der des öfteren auch als „Ramckerot“ bezeichnet wurde.²

Stand in den 1960er und frühen 70er Jahren noch der Bau und die Erweiterung einer sozialen Infrastruktur im Vordergrund, waren es in den folgenden Jahren vermehrt Aufgaben der Stadtreparatur und Revitalisierung innerstädtischer Stadtteile und Bauten. Entsprechend eines neuen und kritischen Interesses an dem Umgang mit dem baulichen Erbe der Städte, das sich im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 manifestierte, rückte auch das Bauen im historischen Kontext und der Umgang mit Baudenkmalern in den Fokus der Entwurfstätigkeit Ramckes. Beispielhaft ist dies an den Projekten für den Erweiterungsbau der Stadtbibliothek (1967-74), dem Umbau der Arkaden des Alten Rathauses (1975-76) sowie an den Arbeiten am Lindener Rathaus (1981) Anfang der 1980er Jahre abzulesen.

Öffentliche Bauvorhaben von baukünstlerischer Bedeutung und sonstige wichtige Planungsarbeiten der Stadt, wurden von der Bauverwaltung weiterhin durch die Ausrichtung von Architektenwettbewerben organisiert. War in den 1960er und 1970er Jahren die Teilnahme öffentlich bediensteter Archi-

tekten an Wettbewerben für öffentliche Bauvorhaben noch obligatorisch und deren Erfolg an mehreren Beispielen in der Stadt abzulesen, so sollte sich die Teilnahme und Vergabe der Bauaufträge im Laufe der Jahre zunehmend auf private Architekten und Büros verteilen. Eine Vorgabe, die von Rudolf Hillebrechts Nachfolger als Stadtbaurat, Hanns Adrian (1975-93) formuliert wurde.³

Der Werkausschnitt der 1960er bis 1980er Jahre zeigt, dass Ramcke wie viele andere seiner Kollegen in dieser Zeit von den Vorstellungen der Reduktion und Authentizität von Material und Konstruktion geprägt ist, die ihn eindeutig als modernen Architekten ausweisen. Der Gedanke der Materialgerechtigkeit und der Verzicht auf Veredelungen dieser spiegelt sich dabei in seinen Bauten ebenso wieder, wie die Farbgestaltung und die Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten des Ortes. Vor allem aber ist es der Gebrauch und die Nutzung, die die Entstehung seines vielfältigen architektonischen Vokabulars beeinflusst haben. Den unterschiedlichen Bauaufgaben begegnete Ramcke dabei mit verschiedenen Typologien und Programmen, die auch Ausdruck seiner berufsbiografischen Erlebnisse im Kontext der Anstellung im Städtischen Hochbauamt sind und exemplarisch Auskunft über das Planen und Bauen öffentlicher Gebäude dieser Zeit geben. Vor dem Hintergrund des Gemeinsinns sind Bauten von hoher architektonischer Qualität entstanden, die auch für künftige Generationen erhalten werden müssen.

¹ Das Interview mit Rolf-Dieter Ramcke fand am 4. Juni 2013 statt und wurde im Rahmen meiner Masterarbeit aufgezeichnet und protokolliert. Die nachfolgenden Ausführungen wurden auf Grundlage dieses Interviews sowie der Masterarbeit mit Kata-logteil zusammengefasst.

² Vgl. Ramcke, Rolf-Dieter: Der Architekt und seine Planung, in: Jakob, Richard: Staatliche Hochschule für Musik und Theater Hannover. Struktur - Zielsetzungen - Geschichte, Hannover 1973.

³ Vgl. Adrian, Hanns: Tendenzen der Stadtentwicklung heute, in: Bookhoff, Hermann / Knotz, Jürgen: Architektur in Hannover seit 1900, Hannover 1981.



VERMITTELN & BETEILIGEN

BERICHT AUS DEM ARBEITSKREIS

Dr. Stefanie Krebs, Tonspur Stadtlandschaft, Hannover

Schön ist etwas anderes... Zur Vermittlung sperriger Qualitäten der Baukultur 1960+

Schwärmt jemand von der Skulpturalität des Brutalismus oder den frei schwingenden Linien der verkehrsgerechten Stadt, dann muss es sich – wir ahnen es – um einen Experten des Faches handeln.¹ In der breiten Öffentlichkeit dagegen ist die Ablehnung oder zumindest skeptische Grundhaltung gegenüber Architektur und Städtebau der Nachkriegsmoderne groß. Beredter Ausdruck davon sind Schlagzeilen in Boulevardzeitungen, die zur zweifelhaften Wahl des hässlichsten Gebäudes der Stadt aufrufen, deren trauriger „Gewinner“ dann ein Betonhochhaus aus den 70er Jahren wird.

Warum so negativ? Hässlich, autoritär, monoton...

Ob Alexander Mitscherlich oder Jane Jacobs: die Kritik an der Nachkriegsmoderne ist so alt wie diese

selbst und in Fachkreisen entsprechend bekannt.² Nichtsdestotrotz: Um angemessene Formen der Vermittlung von Qualitäten dieser Zeit zu finden, lohnt es sich, diese negative Grundhaltung noch einmal in den Blick zu nehmen. Der Fokus unserer Betrachtung liegt dabei auf der späten Nachkriegsmoderne und darüber hinaus: Architektur und Städtebau der 1960er Jahre plus.

Der Vorwurf, diese Zeit habe „Masse statt Klasse“ produziert, trifft natürlich auf viele Bauten oder Siedlungen zu. Der Baudruck war hoch, neue Gebäude zum Wohnen, Arbeiten, Lernen etc. sollten innerhalb kürzester Zeit für möglichst viele Menschen geschaffen werden; Universitäten und Krankenhäuser entstanden im Maßstab von Städten. Neue Baustoffe wurden eingesetzt, mit deren Dauerhaftigkeit man noch keine Erfahrungen hatte sammeln können. Verbunden mit mangelnder Pflege und Instandsetzung verfielen Gebäude, ursprüngliche Qualitäten gingen verloren, die Architektur wird nicht (mehr) als

schön empfunden. Die Normierung der Architektur, die sich in der Vereinheitlichung in Formensprache und Material ausdrückt, wird als autoritär empfunden. Die Menschen, die diese Architektur nutzen und bewohnen, vermissen Spielräume für ihre individuelle Entfaltung.

Das Trauma der Kriegszerstörung beeinflusst auch heute noch die Wahrnehmung der Nachkriegsarchitektur. Gewiss, die planende Zunft sah die Kriegszerstörung als Chance, neue Formen von Stadt zu bauen und die Ideale von Licht, Luft und Sonne in großem Stil umzusetzen.³ Die Bevölkerung dagegen empfand diese neue Architektur als schlechten Ersatz für das Verlorene. Heute bringt eine durch Wachstumsdenken geprägte Gesellschaft dem „Neu-Bauen“ eine höhere Wertschätzung entgegen als dem Erhalten des Alten. Diese Wertung spiegelt sich auch in der fachlichen Ausbildung wieder, die vergleichsweise wenig Gewicht auf Qualifikationen des Bewahrens und Umnutzens legt.

Zeitzeugenschaft? Ja, aber nicht nur!

Was gibt es dann überhaupt zu vermitteln? Ist Abriss nicht in vielen Fällen die bessere Lösung als Menschen etwas nahebringen zu wollen, das sie ablehnen? Nun kommt wieder die Expertensicht ins Spiel: Diese erkennt Architektur und Städtebau als Zeichen ihrer Zeit und denkt den historischen Kontext mit, sowohl städtebaulich also auch gesellschaftlich und technisch. Das Stichwort der Zeitzeugenschaft gilt auch für Gebäude: Sie können beredter Ausdruck von den Verhältnissen und Werthaltungen einer Epoche sein, wenn man sie denn zu lesen weiß. Und für Städte wie Hannover, Braunschweig oder Wolfsburg sind Städtebau und Architektur dieser Zeit prägend und identitätsstiftend.

Doch reicht Zeitzeugenschaft allein als Legitimation zum Erhalt? Nun, dann würde die Sicherung von Museumsinseln innerhalb der Stadt genügen. Doch

es entstanden ja richtungsweisende Qualitäten, im Detail genauso wie im städtebaulichen Maßstab. Unbestritten und herausragend ist die Architektur Alvar Aaltos, deren spezifische Formensprache sich konsequent vom Grundriss bis zum Türgriff erstreckt. Städtebauliche Konzepte hingegen wie beispielsweise im Wolfsburger Stadtteil Detmerode, die in den sechziger Jahren den Ruf der Moderne nach Licht, Luft und Sonne vorbildlich umsetzten, sind in ihren beiläufig-alltäglichen Qualitäten sehr viel schwieriger zu vermitteln.

Qualitätskriterien?

Nicht schön, aber streitbar!

„Das ist aber schön hier“, würde in Wolfsburg-Detmerode wohl keine Besucherin spontan ausrufen, „hier möchte ich nie mehr weg“ sagen aber die langjährigen Bewohner. Die Kategorien schön oder hässlich greifen nicht, um die offenbar vorhandenen Qualitäten einer 60er-Jahre-Wohnsiedlung zu beschreiben. Bauten und Siedlungsstrukturen erschließen sich aus ihrer Funktion, ihrer Alltagstauglichkeit und Zweckmäßigkeit, aus den Ideen und Intentionen der Planerinnen und Architekten. Um das sichtbare Gebaute verständlich zu machen, sind die nicht sichtbaren Denkmodelle und Ideen dahinter aufzuzeigen. Baukultur 1960+ ist oftmals ein Stein des Anstoßes. Wenn wir Streitbarkeit aus heutiger Sicht als eine ihrer Qualitäten begreifen, befreit uns das von der (scheinbaren) Notwendigkeit, unterschiedliche Positionen auflösen zu müssen. Natürlich ist bei Grundsatzentscheidungen – Abriss oder Erhalt? – Farbe zu bekennen. Das schließt aber diskursive Vermittlungsformen nicht aus. Meinungsvielfalt zu kommunizieren ist bereits eine Form der Beteiligung, eine Einladung an Laien, am fachlichen Diskurs teilzuhaben und selber Position zu beziehen

Andere Vermittlungsformen?

Frage doch mal die Maus!

Wenn Alltagstauglichkeit Qualitätskriterium einer Wohnsiedlung ist, kann mir der Bewohner besser darüber Auskunft geben als die Stadtplanerin. Es

gilt, andere Perspektiven einzuführen, nicht nur von den Planungsexperten, sondern von ganz unterschiedlichen Akteuren der Stadt, und ihren spezifischen Blick zu vermitteln: wie wohnt / studiert / arbeitet man hier, damals, heute und morgen? Erfahrungen und Anregungen aus der Forschung sowie aus der Medien- und Museumspädagogik (Oral History, Story Telling) lassen sich nutzen, um die Architektur und ihre Protagonisten ihre spezifischen Geschichten erzählen zu lassen.⁴ Warum fragen wir z.B. nicht Christoph Biemann von der „Sendung mit der Maus“, ob das ehemalige Intercontinental-Hotel in Hannover aus seiner Sicht erhaltenswert ist, und wenn ja, warum? In der Vermittlung von Baukultur 1960+ gibt es keine pauschalen Lösungen oder Handlungsanweisungen. Angesichts der Fülle unterschiedlicher Bauaufgaben ist nach Gebäudetypen und Kontext zu differenzieren.

Der heutige Umgang mit Baukultur 1960+ und deren Vermittlung lassen sich nicht voneinander trennen. So kann Umnutzung die Chance und der Anlass zur Auseinandersetzung mit der Architektur und ihren Konzepten sein. Solche Diskussionen über die Auflösung alter Nutzungskonzepte und Möglichkeiten neuer Aneignungsformen öffentlich zu führen, kann ebenfalls eine Beteiligungsform sein, zum Beispiel beim heute nicht mehr zeitgemäßen Konzept der Freizeitheime in Hannover.

Nicht sichtbare, abstrakte oder historische Qualitäten lassen sich sinnlich erfahrbar machen. Die Möglichkeiten, die nicht nur den Sehsinn ansprechen, reichen von Stadtspielen und Audiowalks über künstlerische Performances im Stadtraum und temporäre Umnutzungen bis zu dialogischen Führungen mit Zeitzeugen.⁵ Ein Audiowalk durch Wolfsburg-Detmerode⁶ macht zum Beispiel die vorbildliche Verkehrstrennung des Stadtteils sinnlich, d.h. konkret am eigenen Leib erfahrbar, indem der Hör-Spaziergänger entlang des Fußgängeretzes durch die Siedlung geleitet wird. Zeitzeugen berichten dabei von der positiven Aufbruchsstimmung, die damals unter den Erstbeziehern herrschte.

Unter dem Eindruck dieser Erzählungen wandelt sich der Blick des Spaziergängers auf die Architektur weg von der „normierenden Kiste“ hin zu einem „Ermöglichungsraum“. Die hier aufgeführten Impulse der Arbeitsgruppe „Vermitteln und Beteiligen“ mögen Befürchtungen innerhalb der Denkmalpflege berühren, Befugnisse oder Deutungshoheit zu verlieren. Ihre Umsetzung erfordert den Mut zum Experiment, bei dem zunächst offenbleibt, was man gewinnt oder gegebenenfalls verliert.

Von ihren spezifischen Erfahrungen beim Einschlagen neuer Wege in der Vermittlung und Beteiligung berichten die beiden folgenden Beiträge über das Braunschweiger Vermittlungsprojekt „Achtung modern!“ sowie über das Modellvorhaben „Städtebauliche Qualitäten gemeinsam sichern: das Beispiel Wolfsburg-Detmerode“.

¹ So zu hören von Sid Auffarth, Stadtbauhistoriker und Sonja Olschner, Denkmalpflegerin Stadt Hannover im Audiowalk „Die Kunst, den Raum zu fassen. Ein mobiles Stadtgespräch mit 8x2 Stimmen, www.mobiles-stadtgesprach.de

² Vgl. Mitscherlich, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte: Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a.M. 1965; sowie Jacobs, Jane: Tod und Leben großer amerikanischer Städte (engl. Orig. 1961), Gütersloh 1963

³ Vgl. exemplarisch Auffarth, Sid; Dorn, Ralf (Hg.): Ein Leben für Hannover. Festschrift zum 100. Geburtstag von Rudolf Hillebrecht, Hannover 2010

⁴ Vgl. etwa: Andresen, Knud e.a.: Es gilt das gesprochene Wort: Oral History und Zeitgeschichte heute, Göttingen 2015

⁵ Vgl. dazu den folgenden Beitrag „Achtung - modern!“

⁶ Krebs, Stefanie: Baukultur im Ohr. Ein Hörspaziergang durch den Wolfsburger Stadtteil Detmerode, hg. vom Forum Architektur, Stadt Wolfsburg, 2013, <http://www.wolfsburg.de/kultur/architektur/audiowalk-detmerode>



„ACHTUNG – MODERN!“

PD Dr. Ulrich Knufinke, Netzwerk Braunschweiger Schule
Dr. Nobert Funke, Braunschweigische Landschaft e.V.



Die Architektur der 1960er bis 1980er Jahre hat im Braunschweiger Land eine große Zahl bemerkenswerter Bauwerke und Ensembles hervorgebracht. Das Spektrum reicht von anerkannten Meisterwerken bis zu einer großen Anzahl weniger bekannter und dennoch sehenswerter Gebäude öffentlicher, kirchlicher und privater Auftraggeber. Es umfasst aber auch manche heute ungeliebte Baudenkmale jener Zeit. ACHTUNG modern! widmete sich diesem architektonischen Erbe. Es ist in der Gegenwart an vielen Orten durch Sanierungsmaßnahmen, Umnutzungen und Abrisse bedroht. Mit Veranstaltungen wurden bedeutende Beispiele dieser Architektur vor Ort erkundet. Persönlichkeiten, die mit den Gebäuden oft seit vielen Jahren verbunden sind, erläuterten ihre kritisch-individuelle Sicht. Ein Rundgang und eine architekturhistorische Einführung schlossen sich an, eine offene Diskussion mit allen Gästen bildete den Abschluss. Im Publikum meldeten sich oft Menschen zu Wort, die z. B. als Bauleiter durchaus sehr viel mit dem

Bauwerk zu tun gehabt hatten. Die Auseinandersetzung mit Zeitzeugen sowohl auf der Seite der Nutzer, als auch auf der entwerfenden und bauleitenden Seite war für die Veranstaltungsreihe sehr spannend. Es waren mit die schönsten Momente, wenn Besucher ihre Erinnerungen und Erfahrungen mit einbrachten.

Der Auftakt fand am Braunschweiger Hauptbahnhof statt. Wiederaufbau bedeutete nach dem Krieg nicht unbedingt das wieder aufzubauen, was war, sondern eine ganz bewusste Entscheidung für Veränderungen in der Stadtführung. Der Aufbruch, der Umbruch der Neubau war wichtig. Und so verlegte man den Braunschweiger Bahnhof aus der Innenstadt heraus an den Stadtrand. Auf dem Gelände des alten Ostbahnhofs entstand 1960 ein Neubau unter Erwin Dürkop.

In unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs ist nach dem Krieg in Jahre 1965 von Hajo Stumpf und

Peter Vogtländer die Stadthalle erbaut worden. Ein Solitärbaukörper mit einem auf gleichseitigen Dreiecken basierenden Grundriss-Raster, was der Bauskulptur insgesamt dienlich ist, aber im Detail doch zu einigen Problemen führt. Allerdings sagen die Nutzer, sie würden immer noch zu ihrem Bauwerk stehen, weil es so multifunktional angelegt war. Die Laudatio hielt hier der Direktor des Staatsorchesters Braunschweig Martin Weller. Er berichtete, dass seine Berufsentscheidung in dieser Stadthalle gefallen sei, deswegen habe er Musik studiert und Trompete gelernt.

Von Friedrich-Wilhelm Kraemer wurde die Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel ab 1962 entscheidend umgebaut. Bei unserer Veranstaltung, in der auch Prof. Karin Wilhelm und Prof. Schmidt-Glintzer als Hausherr ihre Sichten auf das Gebäude und auf Kraemer darstellten, hatten wir eine durchaus kontroverse Diskussion. Wie gelungen war denn nun dieser Umgang mit einer historisti-

schen Architektur in den 1960er Jahren? Es brachte uns zu der Frage, wie der Umgang zwischen alt und neu heute sich auch an dieser Zeit noch abstoßen müsse. Die Zeit der Spätmoderne hat ihren eigenen Umgang. Es ist schon ein gewagter Einschnitt in die Proportionen eines Raums, wenn man den Säulen des Historismus einfach die Basen abschneidet. Doch ist nicht gerade dieses Gewagte auch eine Qualität?

Bauten der Bildung und der Forschung, wie die Herzog-August-Bibliothek sind in den 1960er und 1970er Jahren in großer Zahl entstanden. Die TU Braunschweig mit ihrem Campus bietet eine Vielzahl solcher Beispiele. So durften die Architekturlehrer dieser Zeit sich jeweils mit einem Institutsgebäude „verewigen“. Heute sucht die TU nach Möglichkeiten, wie man diese Gebäude weiter erhalten kann und ihre Qualitäten sichern kann. Das Institut für Verbrennungskraftmaschinen an der TU Braunschweig wurde von Walter Henn entworfen.



Helmstedt, Thomaskirche, Architekt: Ulrich Hausmann, 1967
Foto: Ulrich Knufinke



Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Umbau: Friedrich Wilhelm Kraemer, ab 1962. Foto: Ulrich Knufinke



Besichtigung des Institutsgebäudes der TU Braunschweig, Architekt: Walter Henn, 1965. Foto: Mirko Przystawik

Hier unterstützte uns Hans-Georg Lippert aus Dresden als Walter Henn-Experte mit einer Einführung zu Leben und Werk. Es ist ein Gebäude das bis heute von Instituten genutzt wird, aber gerade in einer entscheidenden Umbruchphase steckt. Wir hoffen, dass von dem was wir vor knapp zwei Jahren dort gesehen haben, anschließend noch etwas zu sehen sein wird.

Von Anfang an sehr umstritten war das Stahlbau-Institut von Zdenko von Strizic. Die Nutzer warfen dem Gebäude Dysfunktionalität vor. Ob diese dem Architekten anzulasten war, ist fraglich. Denn vieles, was im Programm stand, wurde am Ende gar nicht mehr so genutzt. Mit dem Architekten Zdenko von Strizic konnten wir einen der weniger bekannten Lehrer der Braunschweiger Schule der Nachkriegsmoderne in Erinnerung bringen. Ein Poelzig-Schüler, dessen Lebensweg außerordentlich spannend ist. So ergeben sich aus Achtung!-modern weitere Forschungsfragen. Zdenko von Strizic gehört sicher dazu.

Zu den Bauten der Bildung Ende der 1960er Jahre zählen ebenso die großen Schulbauten. So zum Beispiel auch die Heinrich-Nordhoff-Gesamtschule in Wolfsburg. Sie war nicht als Gesamtschule

geplant, wurde aber recht bald in eine solche umgewandelt. Der Bau von Hans-Joachim Pysall und Eike Rollenhagen ist unter dem Begriff Brutalismus zu fassen. Der Beton brut (Sichtbeton) ist dort sehr leicht und skulptural eingesetzt. Wir hatten das Glück, dass der Architekt persönlich dabei war. Hans-Joachim Pysall führte uns persönlich durch das Gebäude. Leider ist es nur von wenigen Seiten noch im Originalzustand zu sehen.

Es stellt sich immer wieder die Frage, wie diese Architektur den Menschen geprägt hat, der in ihr aufgewachsen ist und lebt. In Wolfsburg steht man vor Aalto-Bauten, vor Scharoun-Bauten oder einem Kirchenbau von Toni Hermanns. Wie prägt einen ein Stadtteil wie z. B. Detmerode, wo es für Kinder selbstverständlich ist, dass man nur an wenigen Straßenübergängen überfahren werden kann, wo die Wegeführung nicht sichtbar ist. Das ist Qualität, die man nicht merkt.

Mit der St. Thomas-Kirche in Helmstedt von Ulrich Hausmann von 1967 sind wir an den Rand der Braunschweiger Region gegangen. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum dieser Bau mehr oder weniger vergessen ist. Niemand kannte ihn. Das ganze Ensemble aber ist sehr eindrucksvoll. Auf

einem Hügel am südlichen Stadtrand gelegen, bildet ein markanter Turm den Mittelpunkt. Zwei Probleme existieren hier: Zum einen geht es um die Erhaltung (der Turm ist weiß gepinselt, da der Beton Schwierigkeiten machte), zum anderen gibt es Probleme mit der Nutzung. Es wird darüber nachgedacht, die Kirche in anderer Weise zu nutzen.

Auch die öffentlichen Bauten, wie die Bauten der Verwaltung, wurden besucht. In seiner Konstruktion ist das vollkommen gläserne Atrium im Rathaus von Salzgitter-Lebenstedt sicher eines der frühesten dieser Art. Selbst die tragenden und stützenden Elemente wurden aus Glas gebildet. Dieser Geist der 1960er Jahre erzeugte für die Architektur eine ganz wichtige Haltung. Man setzte sich von der Zeit davor ab, von der Zeit des Nationalsozialismus, in der Salzgitter-Lebenstedt gegründet wurde. Die Gebäude sollten ein Zeichen setzen für den Aufbruch, für eine demokratische Gesellschaft.

Das Alte und Neue in Einklang oder in Kontrast zu bringen, war in den 1960er und 1970er Jahren oft die Aufgabe. So auch beim Bau einer Landessparkasse in Braunschweig, heute Hauptsitz der

Braunschweigischen Landessparkasse (Architekt: Hannes Westermann). Ab 1963 wurde vom alten Bahnhof, einem klassizistischen Bau, der nach dem Krieg stark zerstört war, nur noch der Kopfbau übernommen. In dieses Werk des späten Klassizismus, entworfen von Carl Theodor Ottmer, fügt sich nun eine ganz moderne Architektur, die gerade in ihren Proportionen und Gliederungen womöglich doch viel klassizistischer ist, als man es von den Modernen erwarten möchte. Ein Prozess, der gerade in der Braunschweiger Schule der Nachkriegsmoderne nicht unwesentlich ist. So hat z.B. Friedrich Wilhelm Kraemer über Ottmer und seinen Lehrer Peter Joseph Krahe promoviert. Die Landessparkasse mit dem Alten Bahnhof ist ein interessantes Beispiel für die Wirkung solcher Traditionslinien.

Die letzte Veranstaltung führte zu zwei Kaufhäusern in Braunschweig. Das Karstadt-Gewandhaus von Gottfried Böhm und das Kaufhof-Gebäude von Helge Bofinger. Dieser war auch bei der Veranstaltung anwesend. Wolfgang Voigt vom Deutschen Architekturmuseum Frankfurt am Main redete zu Böhm. Mit jeweils rund 100 Gäste bei unseren Veranstaltungen waren es kleine Völkerwanderungen von Objekt zu Objekt.

Zusammenfassend stellen wir fest, dass die oft besprochene Ablehnung der späten Moderne immer eine ist, die ein wenig so funktioniert wie Fremdenfeindlichkeit. Bauten, die man kannte und mit denen man etwas verband, fand man gut. Nur selten erfuhren wir die die eigentlich erwartete Gegenrede. Doch im Gegenteil – die Kommentare waren oft begeistert. Das hat uns beeindruckt.

Das was man kennt, kann man auch schützen. Dazu wollen wir mit der Reihe beitragen. Nach den Vor-Ort-Veranstaltungen in den Jahren 2013 und 2014 sind jetzt eine Publikation und eine Ausstellung in Vorbereitung.



STÄDTEBAULICHE QUALITÄTEN GEMEINSAM SICHERN: DAS BEISPIEL WOLFSBURG- DETMERODE

Dr. Holger Pump-Uhlmann, Architekt Braunschweig

Als eine der wenigen neu gegründeten Städte des 20. Jahrhunderts bemüht sich Wolfsburg seit vielen Jahren intensiv um die Wahrung der städtebaulichen Eigenarten seiner zahlreichen Siedlungen und um die Erhaltung ihrer herausragenden Bauten. Der Stadtteil Wolfsburg-Detmerode (u.a. mit Bauten von Alvar Aalto und Hans Scharoun) wird von Fachleuten und großen Teilen seiner Bewohner hoch geschätzt.

Das architektonische Gesamtbild Detmerodes ist in großen Teilen zwar erhalten geblieben, jedoch ist mit Sorge zu betrachten, dass sich der Stadtteil aktuell in einem Umbruch befindet. So sehen sich die Bauaufsicht und die Denkmalpflege mit einer zunehmenden Zahl an Bauanfragen konfrontiert. Die Ursachen dafür liegen vor allem in einem Baubestand, der in die Jahre gekommen ist und der gleichzeitig einen Generationenwechsel in seiner Eigentümerstruktur erfährt. Ein unzureichender Wärmeschutz verlangt nach energetischen Sa-

nierungen. Aber auch Wohnraumerweiterungen oder ein barrierefreier Grundriss sind Auslöser für Umbaumaßnahmen.

Gerade in den privaten Einfamilienhausgebieten, die das Bild des Stadtteils entscheidend mitprägen, hat nun eine starke Individualisierung eingesetzt. In einigen Quartieren ist deren ursprüngliche Einheitlichkeit und Homogenität bereits in Teilen verloren gegangen. Der Ersatz abgängiger Bauteile erfolgt teilweise ohne Rücksicht auf die prägenden Gestaltungselemente im Wohnquartier. Die Vermutung, dass dies häufig nicht bewusst geschieht, sondern vielmehr auf eine fehlende oder mangelhafte Beratung der Bauherren zurück zu führen ist, hat die Stadt Wolfsburg dazu bewogen, aktiv zu werden und in einen gezielten Dialog mit den betroffenen Hauseigentümern zu treten. Das Projekt unter dem Motto „Detmerode – Städtebauliche Qualitäten gemeinsam sichern“ (eines von acht Modellvorhaben im ExWoSt-Forschungsfeld

„Baukultur in der Praxis“) sollte die Bedürfnisse der Bewohner benennen und Lösungsansätze dafür entwickeln, um die vorhandenen Qualitäten langfristig zu konservieren.

Städtebauliche Entwicklung und bauliche Umsetzung 1961 bis Mitte 1970er Jahre

1961 wurde für die städtebauliche Erweiterung der Stadt Wolfsburg durch den Stadtrabanten Detmerode beschlossen. Die Flächennutzung sollte sich dabei am Zukunftsbild einer Verwandlung der natürlichen Landschaft in eine Stadtlandschaft orientieren. Im Rahmen eines Wettbewerbsverfahrens wurde der Entwurf des Architekten Paul Baumgarten und des Landschaftsplaners Walter Rossow als Grundlage für die weitere Planung des neuen Stadtteils Ende 1961 ausgewählt. Der Stadtteil gliedert sich in drei Bereiche (Nachbarschaften), die durch Grünzüge bzw. von einer stark begrünten Erschließungsstraße voneinander

getrennt sind. Im Sinne der Moderne gibt es keine bauliche Verdichtung der Ortsmitte oder eine entsprechende Höhenstaffelung zum Zentrum hin. Hohe Raumkanten lassen sich dagegen im Norden und teilweise im Osten und Süden finden. Gemeinsam ist nahezu allen Quartieren, dass ihre bauliche Struktur einem strengen orthogonalen Ordnungsprinzip folgt. Die Erschließung des Geländes erfolgt durch ein hierarchisiertes Straßensystem, dessen Straßenquerschnitte entsprechend ihrer Frequentierung ausgelegt sind. Auto- und Fußgängerverkehr sind strikt voneinander getrennt.

In der weiteren Ausarbeitung durch das Stadtplanungsamt Wolfsburg kam als Leitbild eine weitere, soziale Komponente hinzu: mit Hilfe einer stärkeren Durchmischung von Hoch-, Mittel- und Flachbauten (Geschossbauten, Reihen- und Einfamilienhäuser) wurde nun eine stärkere soziale Durchmischung der Bevölkerung angestrebt.



Blick auf Detmerode von Südwesten, 1968
Foto: Aero-Lux, IZS Wolfsburg



Teppichsiedlung in Detmerode, 2012
Foto: Lars Landmann

Die Bevölkerung des Stadtteils Detmerode wuchs rasch von etwa 1.000 Einwohnern (1963) auf 14.800 Einwohner (1972) an. Das Gros der Bauten war in dieser wachstumseuphorischen Zeit des Bauwirtschaftsfunktionalismus durch Typisierung geprägt. Die Idee der Vorfertigung und Rationalisierung bestimmte die Architektur und damit auch deren Gestaltung. Das Bemühen um Individualisierung drückte sich eher in der Errichtung einer Vielzahl unterschiedlicher Bautypen aus. Durch die Reduzierung auf wenige Materialien und Farben bilden Gebäudegruppen gestalterische Einheiten. Im Bereich der Einfamilienhäuser wurde diese Gleichzeitigkeit von Einheitlichkeit und Vielfalt mit Hilfe von „Architektenmessen“ durchgeführt. Verschiedene Architektenentwürfe wurden von einer Jury begutachtet und der Öffentlichkeit gezeigt. Die Bauwilligen konnten dann ihren Lieblingsentwurf samt dazugehörigem Architekten auswählen. Gleiche oder ähnliche Bautypen wurden dann zu Baugruppen zusammengelegt. Sie bestimmen das Bild vieler Einfamilienhausquartiere in Detmerode.

Demografische Veränderungen haben die Bevölkerung Detmerodes nicht nur altern lassen sondern von seinem Höchststand im Jahr 1972 auf seinen niedrigsten Stand von 7.314 Einwohner im Jahr 2010 nahezu halbiert. Die bauliche Struktur blieb dabei zwar weitestgehend erhalten, jedoch

kam es zu einigen baulichen Veränderungen. Z.T. umfangreiche energetische Modernisierungen lassen die Geschosswohnungsbauten recht einheitlich erscheinen, weil die Baugruppen auf den Großparzellen gleichartig modernisiert wurden. Anders sieht es dagegen bei den privaten Einfamilienhausquartieren aus: Sie erlebten stärkere individuelle gestalterische Veränderungen, die ihr ursprünglich einheitlich gedachtes Erscheinungsbild massiv stören.

Die Frage, wie man diesen Prozess positiv steuern könnte, wurde seitens der Stadt intensiv diskutiert. Auf klassische Steuerungsinstrumente wie Bebauungspläne, Erhaltungssatzungen, Gestaltungssatzungen oder Unterschutzstellungen wollte man aus politischen Gründen nicht zurückgreifen. Das Einfügungsgebot wiederum ist ein zu schwaches Instrument, um damit gestalterische Qualitäten sichern zu können. Die stetigen Nachfragen von Hauseigentümern, was evtl. verändert werden dürfe, verdeutlichten jedoch, dass es durchaus ein Bewusstsein für die Gestaltqualität der Einfamilienhausgebiete gibt. Diesen positiven Aspekt aufgreifend entwickelte die Stadt ein Konzept, das vorsah, mit den Hauseigentümern stärker in einen Dialog einzutreten und mit Aufklärung und Überzeugung die Qualitäten gemeinsam zu sichern. Das Ziel war es, im Dialog mit den Eigen-

tümern einen Handlungsleitfaden zu entwickeln, der Hilfestellung und Orientierung bietet und den Bewohnern den Sinn einheitlicher Gestaltungsdetails verdeutlicht. Bei diesem Vorhaben trat das Forschungsvorhaben des BBSR (Bundesinstitut für Bau- Stadt- und Raumforschung) „Baukultur in der Praxis“ unterstützend zur Seite.

Bei den Häusern handelt es sich primär um Flachbauten in verdichteter Bauweise, die überwiegend introvertiert angelegt sind. Ihre generelle Einheitlichkeit besteht in der niedrigen Bauhöhe und den kubischen Baukörpern. Nahezu alle haben Flachdächer, deren oberer Abschluss mit breiten Attikakrempen gekennzeichnet ist. In Abhängigkeit von ihrem jeweiligen Quartier weisen sie eine ähnliche Farbgebung, eine ähnliche Materialität und gestaltete Bauelemente auf. Innerhalb des landschaftlich geprägten Städtebaues gibt es innerhalb der Einfamilienhausquartiere eine klare Hierarchie öffentlicher, halböffentlicher und privater Freiräume. Dies prägt das Wohnumfeld der Ketten-, Gartenhof- und Reihenhäuser entscheidend. Deshalb wurde auch die Gestaltung dieser Bereiche in den Handlungsleitfaden mit aufgenommen.

2011/2012 wurden vom Fachbereich Stadtplanung und Bauberatung der Stadt Wolfsburg alle Bürgerinnen und Bürger Detmerodes zu zwei Informationsveranstaltungen eingeladen, die sich mit der Problematik der Veränderungen der Einfamilienhausquartiere befassten. Auch die lokale Energieagentur und das Umweltamt der Stadt wurden eingebunden. Aus den Teilnehmern dieser Veranstaltungen bildete sich ein Arbeitskreis, dem neben knapp 20 privaten Hauseigentümern auch Vertreter der lokalen Agenda 21 AG und des Bürgervereins angehörten. Im Folgenden wurden fünf Workshops durchgeführt. Jeder Workshop beinhaltete ein eigenes Themenfeld.

Aus den Ergebnissen dieser Workshops wurde dann 2013 ein Handlungsleitfaden entwickelt, der den Teilnehmern des Workshops in einem sechsten Workshop vorgestellt und mit ihnen abge-

stimmt wurde. Zusammen mit einem Fragebogen wurde der gedruckte Leitfaden dann an alle Eigentümer privater Einfamilienhausquartiere verteilt und in einer weiteren öffentlichen Veranstaltung vorgestellt.

Flankiert wurde diese Arbeit durch die Initiierung einer kostenlosen fachspezifischen Bauberatung für Hauseigentümer. Die firmenneutrale Beratung stieß auf großes Interesse, nicht zuletzt weil sie größeres Vertrauen durch die Unabhängigkeit der Beratung vermittelte. In einigen Fällen führte sie zu einem Umdenken bei der Durchführung energetischer Maßnahmen. Dadurch konnten Gestaltung, energetischer Nutzen und Wirtschaftlichkeit besser in Einklang gebracht werden. Bei der Bauberatung zeigte sich, dass einige Handwerkerfirmen über erschreckend geringes Wissen hinsichtlich energetischer Sanierungen verfügen und oft nicht willens sind, differenziertere Betrachtungen – auch unter Einbeziehung des Erscheinungsbildes – einzubeziehen.

Eines der Hauptprobleme ist weiterhin, die infolge eines Eigentümerwechsels neu nach Detmerode gekommenen Bewohner von der Qualität der reduzierten Architektursprache der 1960er Jahre zu überzeugen. Der in Detmerode gewählte Weg, stärker auf die Bevölkerung zuzugehen und mit ihr gemeinsam die städtebaulichen und architektonischen Qualitäten zu sichern, ist zwar ein guter und sinnvoller Weg, um die Menschen zu beteiligen. Allerdings ist dieses, auf Restriktionen verzichtende Mittel nicht stark genug, um weitere bauliche Zerstörungen und gestalterische Entgleisungen in Gänze zu vermeiden. Inhaltlich auf den Leitfaden aufbauend sollte dieses Instrument mit dem bewährten baurechtlichen Instrumentarium, der Aufstellung einer Erhaltungs- und Gestaltungssatzung, flankiert werden.

Autoren: Dr. Holger Pump-Uhlmann, Architekt Braunschweig und Heidi Fengel, Stadtbild- und Denkmalpflege, Stadt Wolfsburg



Stadtspaziergang Hotel Intercontinental, Foto: NBN

Internationale Bezüge

In zentraler Lage der Stadt, unmittelbar gegenüber dem Neuen Rathaus, wurde in den Jahren 1963 bis 1965 das seinerzeit größte Hotel der Landeshauptstadt Hannover errichtet. Der von Intercontinental Hotels Corporation (IHC), einem Tochterunternehmen der US-Fluggesellschaft Panam in Auftrag gegebene Bau basiert auf einem Entwurf des Frankfurter Büros ABB - Apel, Beckert, Becker, Architekten und Ingenieure. Der Hochhausriegel erstreckt sich ost-westlich über eine Länge von rund 100 Metern an der nördlichen Seite des Friedrichswalls. An dieser Stelle befanden sich vor dem Zweiten Weltkrieg zwei bis dreigeschossige Villengebäude in neoklassizistischem Stil, die, durch eingeschossige Zwischenbauten getrennt, in lockerer Reihung die Straßenflucht definierten. Der siebengeschossige Hotelriegel, in dem 290 Zimmer untergebracht wurden, lagert über einem zweigeschossigen

Sockel, der die Allgemeinräume des Hotels wie Halle, Laden, Bar, Restaurant, Bankettsaal und Küche einschließlich Lagerräumen aufnimmt. Im östlichen Abschnitt des Baukörpers schiebt sich der eingeschossige Restaurantbereich, dem eine Terrasse mit Außensitzplätzen vorgelagert ist, in Richtung Friedrichswall vor. Der asymmetrisch angeordnete Eingang zur Hotelhalle liegt westlich davon unter einem langgestreckten Vordach, das als filigrane Stahlkonstruktion mit gespannter Membran in blauer Färbung den Zugang inszeniert. Der Querriegel des Hotels tritt deutlich aus der Straßenflucht zurücktritt und gibt somit den Blick auf das benachbarte Laveshaus frei. Diese städtebauliche Situation ist auf das Wiederaufbaukonzept des damaligen Stadtbaurats Hillebrecht zurückzuführen, der im Rahmen der neuen Verkehrsplanung eine Entlastung der Innenstadt durch Anlage einer Ringstraße anstrebte. Im Bereich des Altstadtrings sollten die Sichtachsen zu den historisch bedeutenden Stätten wie dem

DAS HOTEL INTERCONTINENTAL IN HANNOVER EIN STADTSPAZIERGANG

Sonja Olschner, Landeshauptstadt Hannover, Baupflege und Denkmalschutz

Neuen Rathaus, der Waterloossäule, dem Landtag sowie dem Stadtlandschaftsraum am Leineufer erlebbar bleiben.

Der aus Serienelementen konstruierte Hotelbau präsentiert sich als Großstruktur, die in ihrer Höhenentwicklung jedoch nicht das bauliche Umfeld dominiert. Die Baumasse liegt nicht auf dem Boden auf, sondern lagert als schwerlastender Querriegel auf kantigen Stützen des zurückgesetzten Sockelgeschosses. Die vorder- und rückseitig hervorgeschobenen Sockelkuben, die die Sonderfunktionen des Hotels beinhalten, gewährleisten die Verzahnung mit dem Umfeld. Das fensterlose, würfelförmige Technikgeschoss gibt dem Gebäude nach oben einen pointierten Abschluss. Die plastische Wirkung des in den Obergeschossen achsensymmetrisch aufgebauten Querriegels wird durch die hervorkragenden Balkone der Straßenfassade und der Stirnseiten unterstützt. Fensterbänderungen, Gesimse und

Balkonbrüstungselemente betonen zudem die horizontale Streckung des Riegels. Während die Straßenfront mit Cafétterasse, zeittypischer Eingangsarchitektur und einer bauzeitlichen Reliefplastik von Werner Schreiber zu überzeugen vermag, verursacht die Ausbildung des Sockelbereichs der zur Innenstadt orientierten Nordfassade vor allem in Verbindung mit dem Unort am Theodor-Lessing-Platz ein städtebauliches Defizit, das den Eindruck eines Hinterhofcharakters vermittelt. Dem dort nachträglich applizierten Emaille-Wandbild von Günter Kämpfe im Stil der minimal art gelingt jedoch im Dialog mit der abweisenden Fassade des Küchentrakts eine ironische Aufwertung.

Die Architektur des Hotels kann grundsätzlich in einem internationalen Kontext gesehen werden, der von Le Corbusier bis zu den japanischen Metabolisten reicht. In der bauplastischen Form ist eine gestalterische Nähe zur Unité d'Habitation

von Le Corbusier in Marseille (1947-52) und der vierzehn Jahre später realisierten Wohnmaschine in Berlin (1957-58) zu erkennen. Die brise-soleil Fassaden Le Corbusiers, erstmals angewandt beim Hochhaus in Algier 1939, treten beim hannoverschen Hotelbau allerdings lediglich als flaches Relief in Erscheinung. Die Fassadenebenen sind nicht im Sinne des béton brut, als schalungsrane Sichtbetonoberflächen ausgebildet, sondern mit flachen, pigmentierten Beton-Werksteinplatten verkleidet, die an der Oberfläche handwerkliche Bearbeitungsspuren zeigen. Neben Bezügen zum Werk Le Corbusiers finden sich auch Anklänge an Architekturen des Japaners Kenzo Tange, insbesondere an das 1955-58 erbaute Verwaltungsgebäude der Präfektur Kagawa in Takamatsu, Japan, einer Synthese aus traditionellem japanischem Holzbau und modernen Konstruktionsmethoden des Stahlbetons mit sichtbarem Gefüge.

Unter dem Einfluss der internationalen Architekturströmungen dieser Zeit realisierte die Frankfurter Architekten- und Ingenieurgemeinschaft ABB am Bürostandort Frankfurt am Main unter anderem zwei Großprojekte, die thematisch und stilistisch im Zusammenhang mit dem Hotelbau in Hannover stehen.

Das erste Hotel Intercontinental Deutschlands entstand 1959-63 in Frankfurt an prominenter Stelle unmittelbar am Mainufer. Der ursprüngliche Solitär wird seit 1978 von einem markanten Bankenhochhaus flankiert. Die Architektur des mit mehr als 500 Zimmern bis dahin größten Hotelbaus Deutschlands ist noch, im Gegensatz zu dem hannoverschen Pendant, in ihrem Ausdruck der klassischen Moderne verpflichtet. Die über einem anderthalbgeschossigen Sockel gespannte, 67 Meter hohe Hochhausscheibe erhält durch umlaufende Brüstungsbänder eine starke horizontale Gliederung. Die geglätteten Fassaden sind mit Natursteinplatten verkleidet, das hohe Dachgeschoss mit länglichem Fensterband und integrierter Dachterrasse vermeidet

eine symmetrische Ordnung. Die in den Siebziger Jahren fertiggestellte Zentrale der Deutschen Bundesbank am Alleenring in Frankfurt (1967-72) ist in ihrer Architektursprache mit dem Hotelbau in Hannover verwandt. Das dem Gebäude vorgelagerte Stahlbetonraster kann aufgrund der starken Tiefenstrukturierung nicht nur als Zitat der Sonnenschutzgitter Le Corbusiers gelesen werden, es übernimmt auch diese Funktion. Der ebenfalls achsensymmetrisch ausgerichtete Großbau mit mittig angeordnetem Dachaufbau beansprucht mit seiner beeindruckenden Länge von 217 Metern städtebauliche Dominanz. Die horizontale Ausdehnung der 16-geschossigen Hochhausscheibe wird durch zwei senkrechte, fensterlose Erschließungstürme unterbrochen. Alle Fassadenoberflächen sind hier in rohem Sichtbeton ausgeführt. Der viergeschossige, zur Straße orientierte Kubus der Hauptkassette bildet ein Gegengewicht zum langgestreckten Hochhausriegel und vermittelt maßstabgebend zum Außenraum.

Der Hotelbau in Hannover sowie das Bankgebäude in Frankfurt gehören in ein Repertoire, dem die Bezeichnung Brutalismus zugeschrieben wird. Die Kennzeichen brutalistischer Projekte, die sich aus den Möglichkeiten der seriellen Massenproduktion entwickelten, sind neben der großen Maßstäblichkeit die Betonung des rohen Materialcharakters und das Sichtbarmachen der konstruktiven Verbindungen. Der Ursprung dieser spezifischen Architektur liegt in dem Spätwerk Le Corbusiers, der durch die skulpturale Ausbildung des Sichtbetons (béton brut), den Einsatz von Sonnenschutzgittern (brise-soleil) sowie die Aufständigung von Gebäuderiegeln auf massiven Stützen (pilotis) eine sichtbare Wirkung auf die deutsche Architektur ausübte. Die Rezeption des Brutalismus, der nachweislich eine Wende in der Nachkriegsarchitektur darstellt, fiel, auch mit beginnenden Zweifeln am technischen Fortschritt, zunehmend negativ aus. Anhaltende Ablehnung und Undifferenziertheit in der Bewertung der Architekturform schlagen sich in aktuellen lokalen

Pressemeldungen nieder, die das hannoversche Hotel entweder als „Betonklotz“ stigmatisieren (Neue Presse vom 24.04.2014) oder als „eines der hässlichsten Gebäude der Stadt“ einzuordnen versuchen (Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 30.10.2014). Die Deutsche Bundesbank beschreitet hingegen mit der Herausgabe einer aufschlussreichen Broschüre zu dem Frankfurter Bankgebäude 2013 einen neuen Weg, indem die Architektur einschließlich der eigens erworbenen Kunstwerke gewürdigt und einem breiten Publikum vermittelt wird. Erst mit der aus baukultureller Sicht notwendigen Überwindung reflexhafter Abwehrreaktionen wird ein respektvoller Umgang mit dem baulichen Erbe möglich. Die Bemühungen um ein Verständnis für die qualitativollen Bauten der späten Nachkriegsmoderne setzen eine sorgfältige Auseinandersetzung und nüchternen Klarstellung voraus, wozu dieser Exkurs einen Beitrag leisten möchte.



Wandbild: Günter Kämpfe, Hotel Intercontinental, Hannover (1971)



Hotel Intercontinental, Frankfurt a. M. (1959-63)



Deutsche Bundesbank, Frankfurt a. M. (1967-72)



BEURTEILEN & SCHÜTZEN

BERICHT AUS DEM ARBEITSKREIS

Hanna von der Lippe, Deutscher Werkbund Nord

Im Rahmen des Arbeitskreisworkshop in Braunschweig haben wir in kleinen Gruppen vier Themen bearbeitet. Unsere Gruppe widmete sich den „Bewertungskriterien für Objekte der Bauzeit 1960 +“. Zunächst versuchten wir, Charakteristiken und Typologien dieser Architekturepoche zu erfassen, um uns dann an die Beurteilung zu wagen und daraus Handlungsstrategien zu entwickeln.

Was ist das Andersartige dieser Architektur im Vergleich zu früheren Epochen?

Es ist die Architektur der Boom-Jahre; es geht um Masse (die Vorschlagsliste der Architektenkammer Niedersachsen zu Bauten der 70er Jahre umfasst ca. 700 Objekte). Man kann von einer Maßstabsprengung sprechen; durch Großwarenhäuser mit angegliederten Parkhäusern verändert sich das innerstädtische Erscheinungsbild, an die Ränder der Stadt ausgelagerte Einkaufszentren verdrängen die individuellen Einzelhändler. Zu den bisher

bekanntesten Baugattungen kommen neue (Verwaltungs- und Bürobauten in großen Maßstäben, Flughäfen, Parkhäuser, Messe- und Industriebauten, Museumsprojekte, Freizeitheime, Schwimmbäder; Schulen und Kindereinrichtungen mit neuen pädagogischen Reformkonzepten). Kommunen und Kirchen sind weiterhin wichtige Auftraggeber, Bauen für soziale Einrichtungen sowie der soziale Wohnungsbau sind häufige und wichtige Bauaufgaben. Architekten suchen nach neuen Ausdrucksformen. Technikbegeisterung und Experimentierfreudigkeit führen zu neuen Baustoffen und konstruktiven Neuerungen. Variable Modulsysteme und neue Montagebauweisen in Stahl oder Beton aus vorgefertigten Elementen ermöglichen kürzere Bauzeiten. Die Architektursprache ist stärker internationalisiert; globale Übereinstimmung bzw. Typisierung von bestimmten Funktionsbauten (Ladenketten, Hotels, Warenhäuser) dient der ablesbaren Markenidentität, die eine zunehmende Rolle spielt. Architekten bedienen sich häufig der

Zuarbeit von Fachfirmen (Fassadensysteme werden von den ausführenden Firmen geplant und detailliert). Es wird nicht mehr alles selbst durchgetailliert wie z. B. noch in den 50er Jahren (Beispiel Friedrich Lindau). Die Sichtbetonarchitektur erfährt durch die Vorbilder Le Corbusier, Philip Johnson, Paul Rudolph, Gottfried Böhm, Kenzo Tange u.a. eine neue Wertschätzung (Beton brut).

Bewertung/Beurteilung

Wir fragten uns, ob wir eigene Bewertungskriterien für die Architektur der 1960er, 1970er, 1980er Jahre brauchen.

In den Denkmalschutzgesetzen der Länder gibt es 4 Kategorien für die Beurteilung von Baudenkmalen (es muss ein Erhaltungsinteresse bestehen entweder wegen einer geschichtlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen oder städtebaulichen Bedeutung). Natürlich können da auch mehrere

Bedeutungsebenen zusammenkommen. Doch reichen diese Kategorien noch aus?

Eine weitere Kategorie im NDSchG benennt „Gruppen baulicher Anlagen“; d.h. es handelt sich um schützenswerte Bereiche, die in ihrer Gesamtheit und städtebaulichen Bedeutung und weniger in einer einzelnen architektonischen Qualität Schutzcharakter haben. Dies gilt typischerweise für Siedlungen dieser Zeit. Auch die Freiflächen in der Umgebung sind dann Teil dieser Gruppe. Der § 5 NDSchG ermöglicht es, erkannte Denkmale in einem provisorischem Schutzzustand zu erfassen, als Zwischenzustand, um sie vor Abbruch oder gravierenden Veränderungen zu schützen, bis abschließende Beurteilungen vorliegen. Auch die Energieeinsparverordnung (EnEV) kennt außer der expliziten Denkmaleigenschaft den Begriff „Schützenswerte Bausubstanz“ und lässt dafür Ausnahmen zu.

Wir meinten, dass auch jenseits der Denkmalpflege – auch mit anderen bzw. zusätzlichen Begründungen eine Erhaltungsforderung gerechtfertigt ist.

Mögliche Kriterien und Beurteilungsmaßstäbe

- Gestalterische Qualität
- Stadträumliche Zusammenhänge
- Stadtgeschichtliche und politische Bedeutung
- Bedeutung im internationalen Kontext
- Konstruktionsgeschichte, Bauweise
- Ablesbarkeit der Auseinandersetzung mit der Bauaufgabe
- Wertigkeit, Nachhaltigkeit
- Aspekte der Nutzung, Sanierungsfähigkeit, Umnutzungsmöglichkeit, Nutzungsneutralität

Letztlich lassen sich bei genauer Betrachtung aber alle diese Kriterien in die übergeordneten Kategorien aus dem NDschG einordnen (wenn es denn um geplante Unterschutzstellungen geht).

Die zeitliche Nähe zu dieser Architektur erschwert sicher die Beurteilung, wir haben fast alle einen direkten und persönlich gefärbten Zugang durch Jugenderinnerungen. Es sind zu einem nicht unerheblichen Teil die Bauten der eigenen Kindheit, um die es hier geht. Wir sind damit groß geworden und verbinden mit ihnen viel mehr als ästhetische und formale Aspekte. So gibt es durch die zeitliche Gebundenheit und den oft noch emotionalen Zugang zu den Bauten der Kindheit und Jugend spontane Forderungen: Das darf nicht abgerissen werden, weil man es lieb gewonnen hat und wertschätzt.

Andererseits besteht gegen die Produkte aus der unmittelbaren Vergangenheit in der Regel eher eine mangelnde Wertschätzung, wenn nicht gar Ablehnung. Ralf Lange hat diesen Konflikt im Vorwort zu „Architektur und Denkmalpflege der sechziger Jahre“ treffend ausgedrückt: „Die geschichtliche Hinterlassenschaft aus der unmittelbaren Vergangenheit ist schon vom Generationenverständnis her grundsätzlich einer mangelnden Wertschätzung ausgesetzt“. Jedem Bauhistoriker

ist dieser Rhythmus vertraut. Und Hans Herbert Möller schrieb im Geleitwort zur Dokumentation „Architektur und Städtebau der Fünfziger Jahre“ noch: „Es ist zunächst in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg nicht leicht gewesen, verständlich zu machen und durchzusetzen, dass auch die emotional abgelehnte Gründerzeit des Historismus nicht vogelfrei sein kann, sondern auch für sie Beurteilungsmaßstäbe entwickelt werden müssen“.

Weitere Vorgehensweise

Wir betrachten es als eine gesellschaftliche Gemeinschaftsleistung, herauszufinden, welche der Objekte die Besondersten sind. Die verschiedenen Institutionen sind hier aufgefordert, die umfangreichen Vorarbeiten zu leisten. Keine Institution kann dies alleine tun. Die Auswahl kann in zwei Linien geschehen: eine grobe, die zunächst die Massen mit ihren Besonderheiten erfasst; eine feinere, die als Einzelfallbetrachtung die Quellen und Archivalien befragt. Auch können häufig noch Architekten befragt werden. Es gibt Pläne und Fotos, sodass das Oeuvre eines Architekten komplett betrachtet werden kann.

Bei der Architektenkammer Niedersachsen wurden inzwischen 35 Objekte mit baukultureller Bedeutung aus der Objektliste herauskristallisiert – ein erster Schritt.

Wir haben die Frage aufgeworfen, was Denkmalpflege heute und im Zusammenhang mit den hier formulierten Aufgaben bedeutet. Das mag angesichts der mittlerweile 40-jährigen Geschichte der Denkmalpflege in Niedersachsen seltsam oder unnötig erscheinen, betrachtet man jedoch die augenblicklichen Diskussionen und Auseinandersetzungen um so wichtige Zeitzeugen der 1950er Jahre wie den Plenarsaal des Landtages in Hannover und das städtische Bauamt (beides seit langem ausgewiesene Baudenkmale mit unter Fachleuten unumstrittener baukultureller und geschichtlicher Bedeutung), erscheint es nötiger denn je.

Denkmalpflege wird häufig als restriktiv, als einschränkend, als phantasielos und ja, als teuer angesehen. Vermittlungsarbeit ist nötig. Es ist vielleicht – nach 40 Jahren – wie in einer alten Ehe: man muss wieder das Interesse füreinander gewinnen und wieder zusammerrücken.

Das denkmalpflegerische Ideal ist natürlich „Erhaltung durch Nutzung“. Es geht in den seltensten Fällen um reine Konservierung. Ertüchtigen ist ein schöner Begriff. Wieweit Eingriffe vertretbar sind, wenn sie die Nutzbarkeit nachhaltig verbessern, muss im Einzelfall untersucht werden. Das betrifft sicherlich auch die energetische Ertüchtigung. Der Veränderungsdruck ist enorm. Besondere Probleme bei der denkmalgerechten Erhaltung treten vor allem dort auf, wo bautechnische Mängel oder bautechnisch fehlerhafte Ausführungen eine Konservierung oder Restaurierung erschweren. Hier muss abgewogen werden, wieweit der Einsatz zeitgemäßer Materialien oder neuer Modernisierungstechniken den Denkmalwert beeinträchtigen. Jedenfalls sind auch solche Eingriffe im Prinzip vom Denkmalschutzgesetz abgedeckt. Phantasie ist gefragt!

Elementar ist sicherlich das, was ohnehin schon immer die wichtigste Voraussetzung für den Umgang nicht nur mit Baudenkmalen war und ist: Eine qualifizierte Bestandsaufnahme und Schadensanalyse.

Denkmalschutz (bzw. Bestandsschutz) und Umweltschutz verfolgen gleiche Interessen. Abrisse sind ökologisch und ökonomisch in den meisten Fällen nicht sinnvoll und vertretbar, wenn man den Energieaufwand für Schreddern, Beseitigen und Herstellung neuer Gebäude berücksichtigt (Muck Petzet hat dies in einem Vortrag in Hannover auf Einladung der Architektenkammer Niedersachsen ausführlich dargestellt).



EV.-LUTH. LANDESKIRCHE HANNOVER KIRCHENERFASSUNGSPROJEKTE

Martin Krause, Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

Die Gemeindegliederzahlen sind bekanntermaßen rückläufig. Vorwiegende Ursache ist tatsächlich die demographische Entwicklung. Die Folgen sind Fusionen auf allen kirchlichen Ebenen: im Bereich der Landeskirchen, bei Kirchengemeinden, Kirchenkreisverwaltungen und Kirchenkreisen. Eine Aufgabenstellung die damit verbunden ist, ist die Anpassung des überlieferten Gebäudebestands an die geringere Anzahl der Gemeindeglieder bzw. an den geringeren Bedarf.

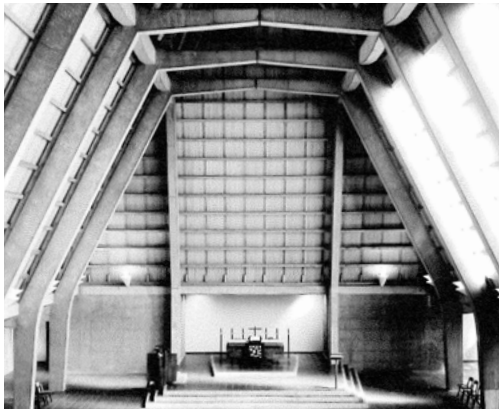
Zur Denkmalpflege: gemäß Artikel 20 Loccumer Vertrag in Verbindung mit § 36 Denkmalschutzgesetz ist die Evangelische Kirche für die Denkmalpflege an den Baudenkmalen oder an den Objekten im kirchlichen Besitz selbst zuständig, hat jedoch das Benehmen mit dem Landesamt für Denkmalpflege herzustellen. Für die verbindliche Feststellung der Denkmaleigenschaft ist weiter das Landesamt für Denkmalpflege zuständig. Um diese Aufgaben der Kirche erfüllen zu können unterhält die Landeskirche

neben fünf Bauämtern an neun Standorten auch qualifiziertes Personal im Bereich der Denkmalpflege.

Anlass für die hier vorzustellenden Kirchenerfassungsprojekte, also die Erfassung in Bezug auf die Denkmaleigenschaft, war der Vorgang Corvinuskirche. Aus der Corvinuskirchengemeinde in Stöcken und der Bodelschwingkirchengemeinde in Ledeburg entstand die Kirchengemeinde Ledeburg-Stöcken. Diese konnte über lange Zeit keine Einigung herbeiführen, welcher der beiden Standorte aufgegeben werden sollte. Als das Bistum Hildesheim beschloss, die St. Christophorus-Kirche am Stöckener Markt aufzugeben, setzten Verhandlungen zwischen der evangelischen und der katholischen Kirchengemeinde über die Übernahme dieses Gebäudes durch die Evangelische Kirchengemeinde ein. In diesem Zusammenhang wurde dann der Beschluss

Bughagen-Kirche, Hannover-Südstadt, Architekt: Werner Dierschke, 1962, Foto: Hans Nölter





Gerhard-Uhlhorn-Kirche, Hannover-Linden, Architekt: Reinhardt Riemerschmidt, 1963, Foto: Hans Nölter



St. Johannes-Kirche, Hannover-Bemerode, Architekten: Ingeborg und Martin Düker, 1962, Foto: Hans Nölter

gefasst, den Standort Corvinus in Stöcken aufzugeben, die Gebäude zu veräußern und zunächst den Standort Bodelschwingh bis zur Übernahme der St. Christophoruskirche zu benutzen. Eine Einigung mit der katholischen Kirchengemeinde konnte jedoch letztlich nicht erreicht werden.

Gemeindemitglieder, unterstützt durch Nachkommen des Architekten der Corvinuskirche Roderich Schröder, nahmen den Beschluss zur Aufgabe des Standortes zum Anlass, das Landesamt für Denkmalpflege anzurufen, um die Denkmaleigenschaft oder Nichtdenkmaleigenschaft des Objektes feststellen zu lassen. Infolgedessen nahm das Denkmalamt die Corvinuskirche im Dezember 2011 in das Verzeichnis der Kulturdenkmale auf. Im folgenden Januar klagte die Kirchengemeinde gegen diese Unterschutzstellung. Nach dem gerade novelierten Denkmalschutzgesetz war das nun möglich. Etwa ein Jahr später fand eine Verhandlung des Verwaltungsgerichts Hannover vor Ort statt, in der der Klage der Kirchengemeinde stattgegeben wurde. Das Gericht begründete die Entscheidung damit, dass der Rang der denkmalpflegerischen Bedeutung wegen fehlender Inventarisierung des Bestands nicht beurteilbar sei. Gegen dieses Urteil legte das Landesamt Berufung beim Oberverwaltungsgericht Lüneburg ein, welches im Dezember 2014 wieder in einer Verhandlung vor Ort die

Denkmaleigenschaft des Objektes bestätigte. Seine Begründung war, es läge zwar keine künstlerische, keine städtebauliche, keine wissenschaftliche Bedeutung vor, die eine Unterschutzstellung rechtfertigt, jedoch eine begrenzte kirchenbaugeschichtliche Bedeutung für die Region Hannover.

Dieser Vorgang führte beim Stadtkirchenverband zu dem Wunsch, eine verlässliche Grundlage für die notwendigen Prozesse des Gebäudemanagements zu entwickeln, in der die Denkmaleigenschaft oder die Nichtdenkmaleigenschaft der Kirchen des Stadtkirchenverbandes verlässlich festgestellt werden sollten. So verabredeten das Landesamt für Denkmalpflege und die Landeskirche noch während des Klageverfahrens ein erstes Treffen, um zunächst den Bestand an Nachkriegskirchen zu sichten. Der Stadtkirchenverband, die Leitung des Landeskirchenamtes und die Leitung des Landesamtes stimmten dem Vorschlag zu, eine Arbeitsgruppe zu bilden, in der das Landesamt und die Landeskirche vertreten waren. Auch Vertreter der Landeshauptstadt Hannover, sowohl von stadtplanerischer als auch von denkmalpflegerischer Seite, wurden gelegentlich hinzugezogen.

In diesem Zusammenhang wurden viele Informationen zusammengetragen, die zu dem Gebäudebestand vorlagen. Es wurden Fachveröffentlichungen

ausgewertet und natürlich auch die Vorschlagsliste der Architektenkammer zu Rate gezogen (hier sind vier Kirchengebäude genannt). Außerdem nahmen wir zur Kenntnis, wie die Sakralbauten im Bereich des Stadtkirchenverbandes in seinem Gebäuderahmenplan bewertet wurden.

Insgesamt verfügt die Stadt Hannover über 67 Kirchen. Zehn davon sind bis Mitte des 19. Jahrhunderts gebaut worden. Davon stehen alle unter Denkmalschutz. Von Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs wurden 16 weitere Kirchen gebaut, etwa ein Viertel des Bestands. Auch diese stehen alle unter Denkmalschutz. Von Beginn des Ersten Weltkriegs bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs wurden drei Kirchen gebaut, von denen zwei unter Denkmalschutz stehen. Nach 1945 setzte dann eine intensive Bautätigkeit ein. Es entstanden 38 neue Kirchen, das sind etwa 60% des Gesamtbestands. Am Bestand an Nachkriegskirchen konnten wir feststellen, dass in den Jahren von 1955 bis 1970 eine intensive Bautätigkeit stattgefunden. Allein 26 Kirchen wurden gebaut, also etwa Zweidrittel des Bestands an Nachkriegskirchen und allein in den fünf Jahren von 1960 bis 1964 wurden 18 Kirchen gebaut – knapp die Hälfte der Nachkriegskirchen innerhalb von fünf Jahren. In diesen Zeitraum fällt auch die Corvinuskirche.

Im weiteren Vorgehen haben wir uns alle Objekte gemeinsam angeschaut. Wir haben zum Vergleich auch Blicke über die Stadtgrenzen Hannovers hinausgeworfen – nach Ronnenberg, nach Langenhagen oder nach Laatzen, um dann die Denkmalswürdigkeit der Objekte zu beurteilen. Auch kirchliche Krankenhäuser gehörten dazu. Die Einordnung fand über geschichtliche, künstlerische, wissenschaftliche und städtebauliche Kriterien statt. Die Denkmalfähigkeit der Objekte wurde anhand ihrer Überlieferungs- und Erhaltungszustände festgelegt. Als Grundlage diente uns auch eine Veröffentlichung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger zu Kirchenbauten nach 1945. Die Arbeitsgruppe erstellte eine vorläufige Vorschlagsliste mit Beurteilung der Denkmaleigenschaft, die den Vertretern der

beteiligten Institutionen vorgestellt wurde. Drei von den 38 Objekten waren bereits Baudenkmal, sieben weitere Objekte wurden als Baudenkmale identifiziert. Ein uneinheitliches Votum bestand weiterhin zur Corvinuskirche. Weiteren 19 Objekten wurde in einheitlichem Votum keine Denkmaleigenschaft zugesprochen. Zu vier Objekten konnte zunächst keine Denkmaleigenschaft beurteilt werden. Es handelte sich hierbei um Kirchenzentren, die in den 1980er und folgenden Jahren entstanden waren. Zu vier weiteren Objekten konnte keine Bewertung vorgenommen werden, weil sie in der Zwischenzeit abgebrochen oder umgebaut worden waren. Der Stadtkirchenverband erklärte seine Zustimmung zu der Liste und informierte die Kirchengemeinden, deren Objekte als Baudenkmale identifiziert worden waren. So konnten dann die Ergebnisse der gemeinsamen Sichtung veröffentlicht werden.

Durch die Feststellung der Denkmaleigenschaft genießen nun die Objekte bereits den Schutz des Denkmalschutzgesetzes. Es ist nun Aufgabe des Landesamtes für Denkmalpflege, die Aufnahme der Objekte in das Verzeichnis der Kulturdenkmale vorzubereiten und durchzuführen. Die Landeskirche hat natürlich ein Interesse daran, dass dieses Verfahren auch in anderen Bereichen durchgeführt wird, damit sie die nun erarbeitete verlässliche Grundlage auch in anderen Bereichen anwenden kann. Nun widmen wir uns dem Bestand an Nachkriegskirchen im Bereich der Stadt Osnabrück. Eine weitere Aufgabe wird eine Beurteilung der Denkmaleigenschaft der Pfarr- und Gemeindehäuser sein.

Der Prozess hat eine wichtige Grundlage für die Gebäudemanagementüberlegung des jetzt betroffenen Kirchenverbandes gelegt, aber auch für die Bauausschüsse und Gebäudemanagementausschüsse der anderen Kirchenkreise wird sie zukünftig eine Hilfestellung sein. Denn es liegt nun eine verlässliche Beurteilung der Denkmale- bzw. Nichtdenkmaleigenschaft der Objekte vor. Dieses Verfahren erforderte Offenheit und Vertrauen auf allen beteiligten Seiten und wurde vom Landesamt für Denkmalpflege als vorbildlich bezeichnet.



VORSCHLAGSLISTE WANDERAUSSTELLUNG INITIATIVEN

Dr. Felicia Riess, Lavesstiftung/Architektenkammer Niedersachsen

„Ist das Architektur oder kann das weg?“ Dieser Satz erinnert an die eine oder andere bekannt gewordene Entsorgungsaktion im Kunstbetrieb und steht außerdem für die Ratlosigkeit, die viele Menschen angesichts des gebauten Erbes der 1960er und 1970er Jahre ereilt. Die Architektenkammer Niedersachsen hat in den letzten Jahren mit mehreren Initiativen auf das architektonische Erbe dieser Zeit aufmerksam gemacht und plant jetzt eine Fortsetzung des Engagements seitens der Lavesstiftung.

Das baukulturelle Erbe der 1960er und 1970er Jahre als Bauaufgabe

Mit den Bauten der 1960er und 1970er Jahre verbinden sich neben baukulturellen Ansprüchen auch wirtschaftliche Aspekte. Ihre behutsame Weiterentwicklung und Anpassung an heutige Anforderungen erfordert zukunftsweisende Lösungen und damit konkrete Bauaufgaben für den Berufsstand.

Grund genug, sich als Berufsstandsvertretung mit der Architektur einer Zeit zu beschäftigen, deren baukulturelles Erbe massenhaft das Land prägt, deren Historizität aber noch nicht wirklich in der Gesellschaft angekommen ist. Wurden die fünfziger Jahre als „Wiederaufbauphase“ analysiert und begriffen, so sind für die spätere Nachkriegszeit fachlich-wissenschaftliche Grundlagen zur Einordnung und Bewertung erst im Aufbau. Für die Architektur dieser Jahre gilt, wie für Zeugnisse aller anderen Epochen auch: Ihr Erhalt wird auf Dauer nur funktionieren, wenn ausreichend Rückhalt im öffentlichen Bewusstsein vorhanden ist. Somit geht es um eine grundlegende Wertschätzung qualitativ hochwertiger Gebäude und Anlagen, die Zeittypisches aufweisen und Zukunftspotenzial haben. Wenn auch viele Bauten heute als Sanierungsfälle gelten und ihre oftmals von einem ruppigen

Ausstellung „Wiedersehen...“ im bauwerk Oldenburg, 2011
Foto: Marcus Meyer





Haus Hessenkopf, Architekt: Karl-Dietrich Lindemann, 1972-75
Foto: Olaf Mahlstedt



ImmobilienCenter der Sparkasse Hannover, Architekten:
Hiltmann Piper Bollmann, 1972-75, Umbau zum Immobilien-
Center 2003–2004: schulze & partner. architektur, Beratung:
Ekkehard Bollmann, Foto: Olaf Mahlstedt

Charme geprägte, plastisch-körperhafte und konstruktionsehrliche Architektursprache einen schweren Stand in der öffentlichen Meinung hat, kann „die Architektur dieser Epoche genauso identitätsstiftend wirken und genauso revitalisiert werden [...] wie die jeder anderen Zeit.“¹ Dem Berliner Architekturkritiker Wolfgang Kil gelang eine treffende Charakterisierung der Zeit „zwischen Nierentisch und Postmoderne“:

„...Wer genau hinschaut, wird das Bauen jener Periode erstaunlich geprägt finden von den besonderen Zuständen einer Gesellschaft zwischen der ‚Ära Adenauer‘ und der ‚Ära Kohl‘. So wie jeder Plan, jede Architektur die Umstände ihrer Entstehung getreulich abbildet, können auch die spätmodernen Strukturen der Sechziger- und Siebzigerjahre viel erzählen von der Programmatik, aber fast mehr noch vom Spirit, dem beflügelnden Geist, der unter Willy Brandts Slogan ‚Mehr Demokratie wagen‘ in der Tat einen großangelegten Gesellschaftsumbau in Angriff nahm. Getragen von einer weltweiten Zukunftseuphorie... [...]. Wie sehr solch grenzenloses Technikvertrauen auch zu baukulturellen Höhenflügen bewegen konnte, haben die Münchner Olympiazelte – samt der ‚heiteren Spiele‘ darunter – unübertrefflich gezeigt. Genauso war der Alltag in all seinen Facetten von Hoffnungen bestimmt.

Der großzügig geförderte Sozialwohnungsbau hatte gleichwertige Lebensverhältnisse für alle Bevölkerungsschichten zum Ziel. ‚Schwellenlose‘ Entrees sollten Rathäuser wie Museen für jedermann einladend machen, in Theatern ging Kommunikation vor Repräsentation. Großraumbüros versprachen, die klassischen Hierarchien der Arbeitswelt zu brechen. Produktivitätsgewinne der Industrie zahlten sich in kürzeren Arbeitszeiten aus, erweiterte Freizeit schuf ein neuartiges Lebensgefühl, mobil und spielerisch wie nie zuvor.

Doch im Verlauf der Siebzigerjahre neigte die Zeit der Unbeschwertheit sich dem Ende zu. Von den Grenzen des Wachstums des Club of Rome (1972) über die autofreien Sonntage der ersten Ölkrise (1973) bis zum Deutschen Herbst (RAF-Terror und Notstandsgesetze, 1977) gingen erste Alarmsignale aus. Auf dem Feld der Architektur läuteten das Denkmalschutzjahr (1975), die Debatten um die historische Bebauung des Frankfurter Römerbergs (ab 1975) und der ‚Stuttgarter Museumsstreit‘ über James Stirlings postmoderne Erweiterung der Neuen Staatsgalerie (1977) das Ende der Nachkriegsmoderne in Deutschland ein. Eine Ära der Baukultur, die sich programmatisch dem Sozialen, stilistisch vor allem rationaler Sachlichkeit verpflichtet hatte, fand damit unspektakulär, fast beiläufig ihren Abschluss [...].²

Wanderausstellung „Wiedersehen...“ / Vorgesichichte Vorschlagsliste

Die 2009/2010 von der Architektenkammer Niedersachsen konzipierte Wanderausstellung „Wiedersehen. Architektur in Niedersachsen zwischen Nierentisch und Postmoderne“ präsentierte 35 Architekturprojekte verschiedener Baugattungen und unterschiedlicher Regionen Niedersachsens.

Alle beteiligten Projekte standen – zum Zeitpunkt der Ausstellung jedenfalls – nicht unter Denkmalschutz. Auf „Roll Up-Displays“ wurden sie mit aktuellen Fotos und kurzen Texten vorgestellt, teilweise ergänzt durch Originalmaterial aus der Bauzeit. Für zunächst drei bis vier Standorte konzipiert, konnte die Wanderausstellung schließlich an neun Stationen landesweit gezeigt werden. Ganz offensichtlich hatte das Projekt den „Nerv der Zeit“ getroffen. Die in der Folgezeit in Gang gekommene, verstärkte Diskussion zur Frage der Denkmalswürdigkeit führte dazu, dass einige der in der Ausstellung vertretenen Projekte inzwischen im Verzeichnis der Baudenkmale in Niedersachsen stehen.³ Der Wanderausstellung voran ging im Jahr 2007 die Erstellung einer „Vorschlagsliste zu schützenswerten Bauten und Anlagen der 1960er- und 1970er Jahre in Niedersachsen“. Damit sollte die Architektur der Zeit in den Fokus und ins öffentliche Bewusstsein gerückt werden. Die rund 700 Objekte umfassende Liste wurde von einer Projektgruppe der Architektenkammer unter Leitung des damaligen Vizepräsidenten Gregor Angelis erstellt und dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege übergeben – als Anregung, die Objekte auf ihre Denkmalswürdigkeit zu überprüfen.

Projekt „Wiedersehen.REVISITED“

Nach Vorschlagsliste und Wanderausstellung ist jetzt die Veröffentlichung einer Fachpublikation in Vorbereitung. Diese soll die öffentliche Diskussion um den kulturellen Wert der baulichen Hinterlassenschaften der 1960er und 1970er Jahre vertiefen und dazu beitragen, sie vor wei-

terer Bedrohung zu schützen. Verantwortlich für das Projekt zeichnet die zur Kammer gehörende Lavesstiftung. Kammer-Gründungspräsident Friedrich Lindau, ein bedeutender hannoverscher Architekt der Nachkriegszeit, und seine Frau Ingeborg hatten der Lavesstiftung 2013 ihr Wohn- und Bürohaus vermacht. Der durch den Verkauf erzielte Erlös floss in das Stiftungsvermögen und kommt damit der Architektenschaft zugute. Dem Erbe Lindaus verpflichtet, widmet sich die Lavesstiftung künftig verstärkt dem baukulturellen Erbe der 1960er und 1970er Jahre. Schließlich gilt es, zukunftsweisende Konzepte und Lösungen für eine ganze Generation von Gebäuden und Anlagen zu entwickeln, die dringend innovativer und nachhaltiger Nachnutzungskonzepte bedarf.

Inhaltlich knüpft das Projekt „Wiedersehen.REVISITED“ (Arbeitstitel) an die Vorgängerprojekte an (Vorschlagsliste und Wanderausstellung) und beabsichtigt zudem, Aspekte aus laufenden Initiativen aufzugreifen. Viele der in den 1960er und 1970er Jahre tätigen Architekten und damit Kammermitglieder können derzeit noch als Zeitzeugen befragt werden und aktiv an einer wissenschaftlichen Aufarbeitung ihres Schaffens mitwirken.

¹ Amber Sayah: Tübinger Planspiele. In: DEUTSCHE BAUZEITUNG (3/2010), S. 3.

² Wolfgang Kil: Die unbeschwerten Jahre. In den Sechziger- und Siebzigerjahren entstand das architektonische Vermächtnis der alten Bundesrepublik. Einführungstext zur Wanderausstellung „Wiedersehen. Architektur in Niedersachsen zwischen Nierentisch und Postmoderne“ der Architektenkammer Niedersachsen 2010/11.

³ Folgende Objekte aus der Wanderausstellung stehen inzwischen unter Denkmalschutz: Hochschule für Musik und Theater, Hannover und Kindertagesstätte Sylter Weg, Prof. Rolf Ramcke, Städtische Galerie KUBUS, Hannover, Alfred Müller-Hoeppe, St. Raphael mit Gemeindezentrum, Wolfsburg, Toni Hermanns, Hannes Hermanns, und Peter Thomas Koller, Gerhard-Uhlhorn-Kirche (Hannover) von Reinhard Riemerschmid.



ARCHIVIEREN & INVENTARISIEREN

BERICHT AUS DEM ARBEITSKREIS

Arne Herbote, Technische Universität Braunschweig

Wenden wir uns im vierten und abschließenden Panel dieses Forums zur Zukunft der Baukultur 1960+ nun dem Archivieren und Inventarisieren zu, und damit einem wesentlichen Teil der Grundlagenarbeit, die in der Regel nötig ist, um die in den vorherigen Panels erörterten Themen zu ermöglichen bzw. sie zu befördern. In diesem Sinne ist das Archivieren eine Grundlage für das Forschen. Das Inventarisieren bereitet das Beurteilen und Schützen vor. Und beides, das Archivieren und das Inventarisieren, kann Grundlagen für das Vermitteln liefern. Im besten Falle können das systematische Archivieren und das flächendeckende Inventarisieren von architektonischen und städtebaulichen Objekten so einen strukturierten und umfassenden Umgang mit dem baukulturellen Erbe der Zeitschicht 1960+ befördern.

Alle, die schon einmal die Ressourcen einer Architektur- und Plansammlung, eines Bauarchivs oder einer Bilddatenbank genutzt bzw. genossen

haben, alle, die schon einmal mit den gedruckten Inventaren der Kunstdenkmäler oder modernen Architektur-Datenbanken gearbeitet haben, wissen diese Form der Aufbereitung von Wissen zu schätzen. Von besonderem Wert erscheint hierbei auch die Möglichkeit, mehr als nur das gebaute Objekt selbst – etwa eine Kirche, eine Siedlung oder eine Brücke – zu erfassen. Mittels Archivieren und Inventarisieren bietet sich die Chance, über das gebaute Objekt hinaus den jeweiligen Kontext mit seinen beispielsweise soziokulturellen, politischen oder technologischen Aspekten zu erfassen und zu bewahren. Etwa Protokolle von Pfarrgemeinderatssitzungen, kommunale Bauvorschriften oder Bewehrungs- und Schalpläne können in diesem Sinne bedeutendes ergänzendes Archivgut sein, das ein besseres Verständnis des Objekts ermöglicht.

Schauen wir auf die gegenwärtige Situation in Niedersachsen, so kann von strukturiertem, um-

fassendem und flächendeckendem Archivieren und Inventarisieren dieser jüngeren Vergangenheit wohl noch nicht die Rede sein. Ist es noch zu früh, dies zu wollen? Wir denken nicht. Und ein Blick auf Niedersachsen zeigt, dass Anfänge gemacht sind, um dahin zu gelangen – auch die beiden Vorträge werden uns dies gleich zeigen.

Festzustellen ist, dass ein Bewusstsein für das Archivieren als einem explizit baukulturellen Thema gerade bezüglich der Zeitschicht 1960+ oftmals noch wenig entwickelt ist. Zahlreiche Institutionen, die vom Grundsatz her auch Archivgut des Themenfelds Architektur und Städtebau sammeln, sind auch in Niedersachsen vorhanden, darunter die staatlichen und kommunalen Archive. Doch wer sammelt was und mit welcher Strategie? Für welche Materialarten unserer Disziplinen sind Fachkompetenz und Ressourcen im Land vorhanden? Verwiesen sei hier auf

großformatige Pläne, auf Modelle und auf die spezifischen Materialien wie Papiere, Kleb- und Kunststoffe, die darin verarbeitet wurden. Erfahrungsgemäß werden solche Unterlagen zu Architektur und Städtebau in deutschen Archiven vielerorts nicht als klassisches Archivgut wahrgenommen. Große Bestände der Zeitschicht 1960+ werden vernichtet, ohne immer eine sachverständige archivalische Bewertung vorgenommen zu haben. Doch was aus der großen Masse der (noch) erhaltenen Unterlagen ist als archivwürdig zu bewerten?

Diese und weitere Fragen haben wir uns im Arbeitskreis gestellt, ohne bisher einen umfassenden Überblick erlangt zu haben. Es besteht der Eindruck, dass vor allem in einzelnen Städten die Archivalien zu als hochrangig und namhaft betrachteten Architekten oder Bauwerken gezielt gesammelt werden. Im Flächenland Niedersachsen bleibt die Frage, ob eine solche Kon-

zentration ausreichend sein soll. Bedarf es einer strukturierten Bearbeitung des gesamten Landes, der Städte wie des ländlichen Raumes, gerade für diese prägenden Nachkriegsjahre mit ihrem großen Bauvolumen? Brauchen wir dafür – wie in andere Bundesländern, etwa NRW, Hamburg, Berlin oder Baden-Württemberg – ein zentrales Architekturarchiv? Oder sind regionale Institutionen auszubauen? Immer wieder ist transparent zu machen, was der Nutzen des Archivierens sein kann, z.B. für anstehende Sanierungen, für die Forschung. Für wen und für welchen Zweck soll archiviert werden?

Sinnvoll scheint es uns auf jeden Fall zu sein, mehr Bewusstsein für den baukulturellen Wert von Archivgut zu schaffen – in den Archiven und bei denen, die solches Material produziert haben und es derzeit verwalten, bevor es Archivgut werden könnte. Einzubeziehende sind Spezifika des Zeitraums, mit dem wir uns befassen. So die Disziplinen verschiedener Fachplaner, die an der Architekturproduktion Gestalt prägend beteiligt waren, wie etwa Akustiker, wenn es um ein bedeutendes Theater geht, oder Tragwerksplaner, wenn wir Brücken oder weitgespannte Hallen betrachten.

Nicht nur für Planungsamtsleiter, Baudezernenten und Archivare wünschen wir uns ein hohes Bewusstsein für die baukulturelle Dimension von potentiell Archivgut. Auch die Planer selbst, die Architekten, Bauingenieure, Landschaftsplaner und Städtebauer und ihre Institutionen und Verbände können wesentliche Beiträge leisten. Als Beispiel mögen hier die Aktivitäten der Architektenkammer Niedersachsen dienen, mit denen vor einigen Jahren zahlreiche bemerkenswerte Bauten und Ensembles aufgelistet wurden und eine Auswahl zur niedersächsischen Architektur zwischen 1960 und 1980 ausgestellt werden konnte. Zu den Aktivitäten der Landesdenkmalpflege in der Inventarisierung und zur Architektursammlung der TU Braunschweig werden wir gleich Näheres hören.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass einige bemerkenswerte Maßnahmen zur Archivierung und Inventarisierung von Architektur und Städtebau der Zeitschicht 1960+ in Niedersachsen bereits erfolgt sind. Diese decken bisher weder das Bundesland noch das gesamte Themenspektrum ausreichend ab, so dass sich im Rahmen der bisherigen Arbeitskreistätigkeit Fragen ergeben:

Ist allen Akteuren in den Städten und Landkreisen, in den staatlichen Institutionen und in privaten Unternehmen ausreichend bewusst, dass sie teils Schätze von hohem baukulturellen Wert bewahren? Gemeint sind hier Bauwerke und damit in Verbindung stehende Unterlagen.

Wie soll mit Papier- und Modell-Beständen, wenn sie aus der aktiven Nutzung genommen werden, umgegangen werden? Welche Chancen und Risiken bieten dabei digitale Technologien? Welche Unterstützung könnten zum Beispiel kommunale Archive oder Nachfahren von freischaffenden Architekten gebrauchen, um diese Bestände zu bewerten und ggf. zu archivieren?

Wie können wir der Masse an potentiell interessanten Objekten und Archivalien gerecht werden? Wäre ein zentrales Architektur- und Bauarchiv in Niedersachsen vorteilhaft? Oder ist es erstrebenswert regionale Archivstrukturen hinsichtlich baukultureller Aspekte zu stärken? Welche Institutionen können das Inventarisieren leisten und mit welcher Intensität soll diese erfolgen?

Einige Antworten erhoffen wir uns von den folgenden Vorträgen und der anschließenden Diskussion.



DENKMALERFASSUNG 1960+

Rocco Curti, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege

Wie wird der Begriff des Kulturdenkmals definiert? Welche Objekte können Kulturdenkmale sein?

Das Denkmalschutzgesetz gibt die folgende Definition vor: „Kulturdenkmale im Sinne dieses Gesetzes sind Baudenkmale, Bodendenkmale, bewegliche Denkmale und Denkmale der Erdgeschichte. [...] Baudenkmale sind bauliche Anlagen [...], Teile baulicher Anlagen, Grünanlagen und Friedhofsanlagen, an deren Erhaltung wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen oder städtebaulichen Bedeutung ein öffentliches Interesse besteht.“ Die aufgezählten vier Bedeutungsebenen werden als Ebenen der Denkmalfähigkeit bezeichnet. Der Aspekt des Vorhandenseins eines öffentlichen Interesses an der Erhaltung wird als Denkmalwürdigkeit bezeichnet. Baudenkmale, deren Denkmalfähigkeit und Denkmalwürdigkeit nach eingehender denkmalfachlicher Untersuchung erkannt worden sind, können – ohne dass für Bauwerke oder andere

Objekte ein Mindestalter als Eintragungsvoraussetzung gegeben sein muss – vom NLD in das Verzeichnis der Kulturdenkmale eingetragen werden. Die Erfahrung zeigt allerdings, dass für uns ein gewisser zeitlicher Abstand für die denkmalfachliche Beurteilung von Objekten hilfreich ist. Die Voraussetzungen für Bauten der Epoche 1960+ in das Verzeichnis der Kulturdenkmale aufgenommen zu werden sind also eigentlich als gut zu bezeichnen. Zu bedenken ist aber, dass in der Gründungsphase der Denkmalschutzgesetzgebung, und der damit verbundenen notwendigen Denkmallistenerstellung, „neue“ Bauten der 1960er und 1970er Jahre im Allgemeinen selten im Fokus der Denkmalerfassung standen. In dieser Zeit „weitete“ sich zwar der denkmalpflegerische „Blick“, so dass im Sinne eines erweiterten Denkmalbegriffs auch einfache, unscheinbare und „unbequeme“ Objekte in die Denkmallisten aufgenommen wurden. Gleichzeitig waren jedoch auch konservative Sichtweisen in der Denkmal-

pflege zeittypisch: die damals oft als mangelhaft, unmaßstäblich, altstadterstörend und unwirlich empfundenen jungen Bauten und Anlagen der Nachkriegsmoderne und Spätmoderne waren gewichtige Auslöser für die Erhaltungsbemühungen des europäischen Denkmalschutzjahres 1975. Architektur und Städtebau dieser Zeit wurden von vielen Bürgern und Denkmalpflegern als minderwertig, Neubauten oftmals gar als Bedrohung für die Kulturdenkmale empfunden. Die Gründungs-generation der institutionalisierten Denkmalpflege, die um „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ (so das Motto des Denkmalschutzjahres 1975) rang, wollte also verständlicher Weise in erster Linie „wirklich alte“ Bauten schützen. Die Abneigung vieler Denkmalpfleger gegen Architektur und Städtebau ab 1960 ist teilweise nach wie vor gegeben. Oftmals verhindert dieser Umstand eine sachliche denkmalfachliche Beschäftigung mit dem baulichen Erbe. Nachfolgend werden beispielhaft einige Bauten der Epoche 1960+

vorgestellt, die bereits geschützt sind oder kurz davor stehen, in die Denkmalliste eingetragen zu werden. Dabei benenne ich lediglich Bauten aus den beiden großstädtischen Bereichen für die ich zuständig bin, also Objekte aus Wolfsburg und Hannover.

Wolfsburg ist bekannt als eine der jüngsten und zugleich seltenen Stadtneugründungen des 20. Jahrhunderts. Bau- und Denkmalbestand der Stadt sind im Vergleich zu anderen deutschen Städten überwiegend sehr jung. Das jüngste geschützte Kulturdenkmal ist das Theater am Klieversberg. Es wurde nach dem Entwurf des berühmten Architekt Hans Scharoun 1971-73 erbaut und bereits am 21.06.1989 als Einzeldenkmal gemäß § 3.2 NDSchG unter Denkmalschutz gestellt. Es repräsentiert mit seiner expressiven Formensprache, mit seinen Aluminium-Glas-Fassaden und Natursteinverkleidungen niedersächsische Baukultur von internationalem Rang.



Stadt Wolfsburg, Naturstein Billen, Pavillon, Architekt: Richard Rudolf Gerdes, 1961, Foto: Rocco Curti / NLD, 2012

Mit dem Pavillonbau der Firma Naturstein Billen aus dem Jahr 1960 (Maybachweg 7, Wolfsburg) liegt ein auf den ersten Blick schlichter Bau vor, der allerdings im Inneren große Qualitäten aufzuweisen hat. Der Architekt Rudolf Richard Gerdes entwarf für die Firma Billen, die für die Herstellung von Fassaden, Innenausstattung und künstlerischer Ausstattung aus Naturstein an bedeutenden Bauten der Zeit ab 1950 in Wolfsburg bekannt ist, ein Gebäude mit Finesse. Im Mittelpunkt des Pavillonbereichs liegt ein offenes Atrium mit gartenkünstlerischer Gestaltung. Das Atrium wird von verschiedenen Nutzungszonen geschickt umringt. Der Pavillon wurde mit zugehörigem Innenhof und Freiflächen am 26.01.2012 vom NLD als Einzeldenkmal in das Verzeichnis der Kulturdenkmale eingetragen.

Ebenfalls bereits als Einzeldenkmal ausgewiesen ist seit 19.01.2012 die Kindertagesstätte Sylter Weg in Hannover (Stadtteil List, Sylter Weg 20) die vom Architekt Rolf Dieter Ramcke unter Mitarbeit von Max Widinger 1966-1967 erbaut wurde. Die Kita, mit der für Ramcke typischen Materialverwendung, mit expressiver Dachlandschaft und mit komplexen Raumbeziehungen sowie gefühlvoller Lichtführung, kann für diese Baugattung in Niedersachsen als leitbildhaftes Bauwerk bezeichnet werden.



Stadt Hannover, Mitte, Üstra-Hauptverwaltung, Architekt: Dieter Oesterlen 1960, Foto: Rocco Curti / NLD, 2013

Jüngst wurde auch die katholische St. Raphaelkirche in Wolfsburg-Detmerode unter Denkmalschutz gestellt. Die von Toni Hermanns 1971-73 erbaute Kirche an der John-F.-Kennedy-Allee 7 stellt sich außen in zeittypischer Bauweise (Beton und Kalksandstein) dar und wurde als eines der letzten Bauwerke in den damals bereits fertiggestellten neuen Stadtteil Detmerode eingefügt. Bemerkenswert sind die bauzeitliche und sehr gut überlieferte wandfeste Innengestaltung der Kirche und deren Ausstattung mit Kunstgut. Hierfür zeichnet der Künstler Hanns Joachim Klug verantwortlich. Im Inneren verfügt die Kirche als einzige katholische Kirche der Stadt Wolfsburg über eine inselartige Altarlösung. Die Kirche und das zugehörige Kirchenzentrum sind seit 09.07.2014 Bestandteile des Denkmalverzeichnisses. Die denkmalfachliche Bearbeitung des Objekts – die auch eine intensive Beschäftigung mit dem an der TU Dortmund im Archiv für Architektur und Ingenieurbaukunst Nordrhein-Westfalen verwahrten Nachlass des Architekten Toni Hermanns notwendig werden ließ – erfolgte auf Anregung der Initiative „Achtung modern!“, die Denkmalschutzbewertung erfolgte in Zusammenarbeit mit der Denkmalschutzbehörde der Stadt Wolfsburg und mit der Denkmalpflege und dem Kunstreferat des Bistums Hildesheim.

Ebenfalls im Rahmen eines Kirchenerfassungsprojekts untersucht wurde die Ev.-Luth. Gerhard-Uhl-

horn-Kirche in Hannover-Linden (Salzmannstraße 4), die 1963 nach erfolgtem Architekturwettbewerb vom Architekten Reinhard Riemerschmid erbaut wurde. Die Kirche besetzt als rechteckiger Bau mit steilem abgewalmtem Dach weithin sichtbar den Bauplatz am Leineufer. Äußerst markant setzt sich hier das patinierte Kupferdach von seiner baulichen Umgebung ab. Verstärkt wird die städtebauliche Wirkung durch den freistehenden, expressiv kornähnlich gestalteten Kirchturm. Turm und Kirchensockelgeschoss wurden in Sichtbeton ausgeführt. Im Dezember 2014 wurde im Rahmen der Denkmalerfassung seitens NLD eine Recherche im Archiv des Architekturmuseums an der TU München durchgeführt. Dort wird der Architektennachlass aufbewahrt. Das dort vorliegende Planmaterial zeugt lebhaft vom Prozess der Entstehung des Kirchenbaus, von ersten Vorentwürfen bis hin zur Werkplanung. Alternative Gestaltungsentwürfe (Turm) und Vorüberlegungen (Kircheninnenraum) lassen sich für uns heute nur noch durch die Recherche im Nachlass nachvollziehen. Die Kirche ist nach erfolgter gemeinsamer Bewertung im Rahmen des Erfassungsprojekts (NLD in Zusammenarbeit mit der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, den landeskirchlichen Ämtern Amt für Bau- und Kunstpflege Hannover und Kunstreferat, dem Stadtkirchenverband Hannover, Stadtplanung und Denkmalschutzbehörde der Landeshauptstadt Hannover) als Kulturdenkmal erkannt und genießt bereits Denkmalschutz nach Maßgabe des § 5 NDSchG. Ab 2013 hat die genannte ämterübergreifende Arbeitsgruppe alle 36 evangelisch-lutherischen Nachkriegskirchen im Stadtgebiet Hannovers begutachtet und bewertet. In einem moderierten Abstimmungsprozess wurden die wichtigsten Kirchen von der Arbeitsgruppe ausgewählt und für eine Eintragung in die Denkmalliste vorgeschlagen. Die Eintragung in das Denkmalverzeichnis wird im Jahr 2015 erfolgen.

Ein weiterer Bau der demnächst vom NLD in das Denkmalverzeichnis aufgenommen wird ist die ehemalige Üstra-Hauptverwaltung in Hannover. Das Verwaltungsgebäude entstand in den Jahren

1961 bis 1963 nach den Plänen des Architekten Dieter Oesterlen als Hauptverwaltung der Hannoverischen Verkehrsbetriebe AG (Üstra). Der Bau besetzt die Ecke an den Straßen Am Hohen Ufer und Goethestraße. Mit seiner Gestaltung markiert das Gebäude eine Zeit des Übergangs im Bereich des Fassadendesigns: weg von „klassischen“ Konstruktionsaufbauten der 1950er Jahre, die mit Natursteinverkleidungen das Tragen und Lasten von Fassadenelementen und das statische System nach außen hin deutlich zeigten, hin zu flächigeren oder bandartig gegliederten Fassadenoberflächen aus Kunststein und Beton.

Obwohl eine gattungs- oder ortsspezifische denkmalfachliche Untersuchung der Architektur der 1960er und 1970er Jahre in Niedersachsen – im Sinne einer Nachqualifizierung des Denkmalverzeichnisses – dringend notwendig wäre, konnten bisher leider nur anlassbezogene Einzelfalluntersuchungen an Bauwerken dieser Epoche vorgenommen werden. Zwar ist hinsichtlich einer angemessenen Unterschutzstellung der hervorragenden Bauten der 1960er und 1970er Jahre noch viel zu tun, die Entwicklungen der letzten Jahre stimmen mich aber hoffnungsvoll. Zu bemerken ist, dass einzelne Objekte in das niedersächsische Verzeichnis der Kulturdenkmale aufgenommen werden konnten, obwohl sich die gesetzlichen Voraussetzungen dafür seit der Novellierung des NDSchG 2011 verändert haben. Abschließend sei angemerkt, dass die Zusammenarbeit mit den Hochschulen – zum Beispiel im Rahmen von Denkmalerfassungs- und Bewertungsprojekten – dazu geeignet sein kann, die bestehenden Lücken in der Denkmalliste mit herausragenden Bauten der 1960er und 1970er Jahre zu füllen. Erfassung, Auswahl und Erhaltung denkmalwerter Bauten der Epoche 1960+ sind als große denkmalfachliche Aufgaben der nächsten Jahrzehnte zu bezeichnen. Diese Aufgaben können nur gemeinschaftlich in Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnern bewerkstelligt werden.



SAMMLUNG FÜR ARCHITEKTUR UND INGENIEURBAU DER TECHNISCHEN UNIVERSITÄT BRAUNSCHWEIG

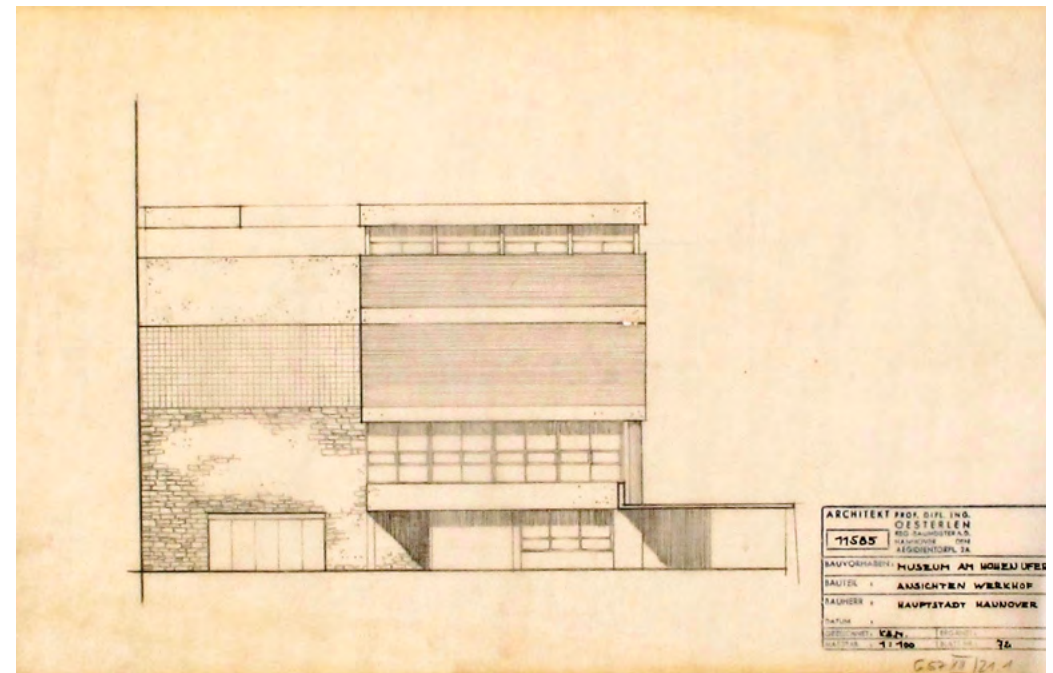
Dr. Martin Peschken, Technische Universität Braunschweig

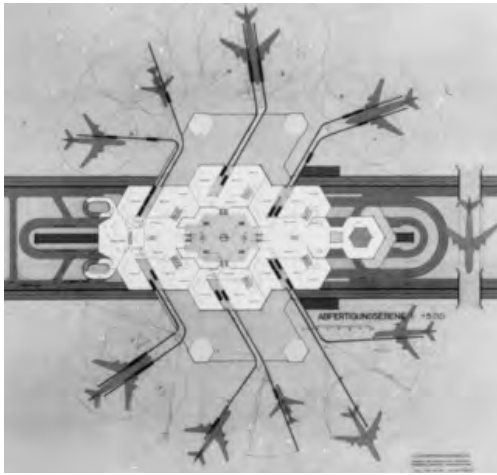
Die Sammlung für Architektur und Ingenieurbau wurde 2008 durch Karin Wilhelm, damals Professorin für Geschichte und Theorie der Architektur und Stadt, gegründet. Ideen zu einem Architekturarchiv an der TU Braunschweig gab es schon lange. Besonders dringlich aber wurde das Unternehmen, als in den 2000er Jahren die Forschung an der niedersächsischen Baukunst der Nachkriegszeit neue Fahrt aufnahm. Darunter war die Ausstellung „Gesetz und Freiheit“ zum Werk Friedrich Wilhelm Kraemers wohl die öffentlichkeitswirksamste. So zeigte sich in der Vorbereitung der Ausstellung, dass das mühselig zusammengesuchte Material, wie Pläne, Dokumente, Zeitzeugenberichte, Briefe usw. auch künftigen Forschungsarbeiten zur Verfügung gestellt werden sollte. Das Gravitationszentrum der Sammeltätigkeit war zunächst die Braunschweiger Lehre und ihr ‚Output‘. Zumal die ersten Generationen der nach dem Krieg in Braunschweig ausgebildeten Architekten nun in einem Alter waren, in dem sie ihre Verhältnisse gern geordnet sehen würden.

Ohne Gründung des Archivs wären einige der bei uns befindlichen Nachlässe sicher in weit entfernte Archive abgewandert.

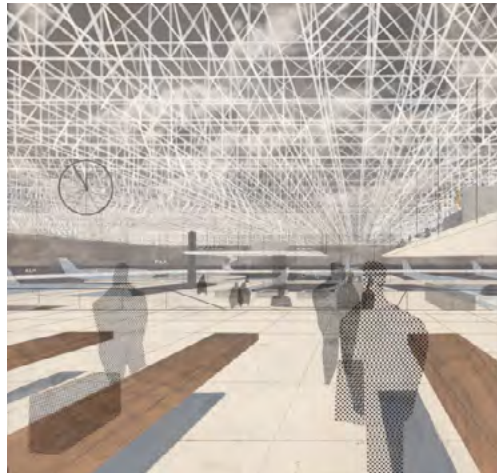
Das Archiv ist Teil des Universitätsarchivs, und seine aktiv operierende Einheit ist das Gründungsinstitut GTAS, dessen Leiter ich zurzeit bin. Wir sind also verantwortlich für die Benutzung, für die archivarische Aufbereitung und für die Einwerbung neuer Bestände. Durch diese Organisation ist es nicht an möglicherweise wechselnde Interessen eines Instituts gebunden. Zugleich ist die Nähe der Leitung zu den anderen Instituten der Bauakultät natürlich von Vorteil, weil aus Ihnen auch Zuwachs an Beständen kommt und hier die passenden Forschungsthemen angesiedelt sind. Über die Datenbanken des SAIB sollen langfristig auch thematisch passende Materialien zugänglich gemacht werden, die räumlich

Museum am Hohen Ufer Hannover, Architekt: Dieter Oesterlen, Ansicht Werkhof, 1963.





Flughafen-Forschungsprojekt am Lehrstuhl Zdenko v. Strizic
Studentische Entwurfsarbeit, 1966



Flughafenabfertigungsgebäude, Entwurf: Hans -Joachim Witt,
Diplomarbeit 1964 in der Ausstellung „Findbuch Braunschweiger Schule“

weiterhin über verschiedene Einrichtungen der TU verstreut bleiben. Den Grundstock des Archivs bilden die Nachlässe von Kraemer, Oesterlen, Henn, Lehbruck und v. Strizic. Dementsprechend stammt die Hauptmasse der Plansammlung aus den 1950er, 1960er und 1970er Jahren. Langfristig soll und wird das Archiv aber zeitlich umfassender angelegt werden.

Unsere Plansammlung ist für die Bauforschung und die Denkmalpflege wohl der wichtigste Wissenspool des Archivs, insbesondere die Detaillierungen, die zentral für denkmalgerechte Sanierungen von Bedeutung sind. Im letzten Herbst konnten wir durch eine Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Kultur die erste Hälfte von rund 300 stark beschädigten Plänen von einer Papierrestaurateurin bearbeiten lassen. Zu unseren Beständen zählen aber nicht nur die Nachlässe der zuvor genannten Architekten, sondern auch die von weniger bekannten, in der Region mit vielen Bauten vertretenen Architekten, z.B. Justus Herrenberger, der sich in den 1960er und frühen 1970er Jahren mit den Möglichkeiten des Fertigteilbaus beschäftigte. Auch umfasst die Sammlung umfangreiche Projektdokumentationen, die neben den Plänen gesammelt

werden. Hierzu zählen Gutachten, Fotodokumentationen und geschäftliche Korrespondenzen. Ein weiterer wichtiger Teil unserer Bestände sind Materialien aus den Instituten, die vor allem bei Umzügen und Lehrstuhlwechseln bedroht sind; darunter zahlreiche Dias von Exkursionen zu den Schlüsselbauten der Internationalen Moderne in den 1950er Jahren. Auch Konvolute zu Forschungsprojekten zählen dazu, so z. B. Studien zum Flughafenbau am Lehrstuhl Zdenko v. Strizic aus den 1960er Jahren. Das war in Braunschweig in jenem Jahrzehnt ein großes Thema, in Gang gebracht durch den Ausbau des Passagierflughafens in Hannover Langenhagen. Zu den Beständen aus den Lehrstühlen gehören auch Unterlagen zu den Vorlesungen in der Entwurfslehre. Manuskripte von Friedrich Wilhelm Kraemer sind für die architekturhistorische Forschung sehr aufschlussreich, weil sie als tour d'horizon angelegt waren, Vergleiche und Vorbilder besprachen und dadurch viel Aufschluss geben über die Verortung der Braunschweiger Lehre in den architektonischen Leitbildern der jeweiligen Zeit. Es gibt auch schöne Blätter von Justus Herrenberger aus dem Ende der 1960er Jahre. Die Studien zu Maßstab und Bewegung zeigen, dass schon in der Grundlehre der Rückblick auf die Bau- und Stadt-

geschichte präsent war; ganz im Gegensatz zum Vorwurf der Geschichtsvergessenheit, die der Architektur dieser Epoche landläufig gemacht wird. Auf der Homepage des SAIB sind die bereits erfassten Bestände angegeben und können mithilfe von Findbüchern im Archiv eingesehen werden. Ein Zugriff auf diese Datenbanken von außen ist aber aus datenschutzrechtlichen Gründen noch nicht möglich. Dort zu finden ist auch der Vorlass des Statikers Heinz Duddeck mit Skizzen zu verschiedenen Betonschalen-Typen. Im Bereich des Bauingenieurwesens soll die Sammlungstätigkeit in Zukunft noch ausgebaut werden.

Wie verfährt man als kleineres Archiv aber in Zeiten institutionellen und personellen Übergangs, um aktiv und bemerkt zu bleiben? Natürlich kann die Betreuung der Benutzer problemlos weitergeführt werden und bereits bestehende Kontakte zu potentiellen Vorlassgebern weitergepflegt werden. Inzwischen rückt nämlich die Architektengeneration der 1960er und 1970er in die Aufmerksamkeit der Archive. Hier gilt es also Präsenz zu zeigen. Deswegen haben wir im vergangenen Sommer einen Aufruf in den Medien der Architekturszene gestartet, in dem wir um in Braunschweig verfasste Diplomarbeiten aus der Zeit von 1945 bis heute baten. Dies ist das Material für eine Ausstellung mit dem Titel „Findbuch Braunschweiger Schule“. Von den 5003 Diplomen, die bis zum endgültigen Auslauf des Diplomstudiengangs in diesem Jahr gefertigt worden sind, haben wir über 200 erhalten. Darunter sind solche von namhaften Architekten auch der mittleren und jüngeren Generation. Wir wollen mit der Ausstellung nicht den Mythos der Braunschweiger Schule beschwören oder konstruieren, sondern mit dem Blick auf den Output der Ausbildungsstätte fragen, worin genau die Braunschweiger Schule sich definiert, was sie ausmacht? Dadurch ist zugleich der Kontakt zu Architektinnen und Architekten aufgenommen, deren Werk jetzt oder in Zukunft in das Archiv einfließen soll. Die Gesamtheit der eingesendeten Arbeiten ergibt ein eindrucksvolles Bild der Hochschulgeschichte und wird dem Archiv, wenn schon nicht im Original, so doch in digitaler Form erhalten bleiben.

Die 1960er und 1970er waren besonders theoriehungrig und diskursbedürftig, vor allem was die „Kultur“ in der „Baukultur“ anbelangt. Um deren sozialen und politischen Charakter wurde mitunter vehement gestritten. Studentische Zeitungen aus den 1970er Jahren, in denen der Generationenkonflikt der Zeit kommentiert wurde, zeigen die divergierenden Konzeptionen von der Haltung des Architekten zu den aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen. So kam es mitunter zu Diplomarbeiten, die keine klassischen Entwürfe mehr waren, sondern die soziopolitischen Voraussetzungen des Entwerfens in Form einer Theoriearbeit untersuchten. Ziemlich autoritär abgewürdigt wurde dieser Diskussions- und Theoriebedarf der Studierenden. Er mündete in jener ominösen „Charta von Braunschweig“, welche die Professoren 1972 in der schweizerischen Zeitschrift „Das Werk“ veröffentlichten. Die Braunschweiger zeichneten darin das Berufsbild des Architekten als das eines bloßen Erfüllungsgehilfen von vorformulierten Aufgaben. Solche Zusammenhänge zu dokumentieren, führt die Archivarbeit nahtlos in die Forschung über. Interviews mit Zeitzeugen werden geführt, und es entstehen neue Dokumente.

Die Materialien, die wir in Vorbereitung der Ausstellung zutage gebracht haben, zeichnen nun von dieser Situation ein differenziertes Bild und lassen auch die bislang doch sehr rätselhafte „Charta“ als ein etwas trotziges Resultat jahrelanger Querelen erscheinen. Manfred Lehbruck hat zum Beispiel 1972 eine Vorlesung zur Freizeitarchitektur gehalten. Zunächst erschien uns das als ein Thema unter anderen. Jetzt aber wird die Vorlesung als seine Antwort auf den Konflikt an der Architekturabteilung erkennbar.

Zusammenfassend möchte ich betonen, dass für die Baukultur der Zeit 1960+ das Verständnis der Diskurse noch bedeutsamer ist als für andere Zeiten. Erst vor ihrem Hintergrund werden viele bauliche Zeugnisse, vor allem solche, die keine architektonischen Unikate sind, wirklich verständlich. Ein Archiv muss genau das aktiv aufbereiten.



AUSBLICKE. ARCHITEKTUR 1960+

Margitta Buchert, Leibniz Universität Hannover
a_ku Fakultät für Architektur und Landschaft

Grundsätzlich können verschiedene Bedeutungsfelder mit dem Begriff `Kultur` verbunden sein. Als Denk- und Handlungsweisen erscheinen dann neben Schützen und Pflegen auch Entwickeln und Gestalten.¹ Viele der hier gleichermaßen mit Begeisterung und Kritik vorgestellten Projekte zeigen sich Denkmalschutz und Denkmalpflege und den damit verbundenen Vermittlungsaspekten nahe. Darüber hinaus kann im Blick auf die projektive Seite von Kultur an die Archivinterpretation von Michel Foucault angeschlossen werden, der „Archive“ nicht nur als Orte des Sammelns, Bewahrens und Konservierens betrachtete, sondern als Ausgangspunkte für weitergehende Konzeptionen.² Im Zusammenhang mit der Architekturausbildung und mit der Zukunft des Bauens tritt dann ein „learning from“ hinzu und ein Arbeiten mit und im Kontext von etwas Bestehendem.

Gedanken wie die des Architekten Winfried Brenne, der von einer `Patina` dieser Architekturen sprach, wirken impulsgebend. In welcher Weise kann Patina

wahrgenommen und im Sinne einer Qualität interpretiert werden – bezogen beispielsweise auf Bauten der 1960er Jahre wie das Intercontinental-Hotel gegenüber dem Rathaus von Hannover? Im Zusammenhang der Präsentationen bemerkenswert waren die aus differenziertem Sehen hervorgegangenen Darlegungen verschiedener Qualitäten der Baukultur der 1960er Jahre. Diese erschließt sich gleichwohl nicht nur, wie Stefanie Krebs beispielhaft darlegte, über den zentralen Sinn des Sehens. Verstehen schließt noch ganz andere Ebenen der Wahrnehmung ein. Die multimodale und auch sinnhafte Wahrnehmung einer bestimmten Zeit oder räumlichen Umgebung und gleichzeitig das Anliegen, diese Qualitäten auch zu vermitteln, können wichtige Anteile baukulturellen Agierens bilden.

Anhand von drei Themen soll versucht werden, übergreifende inhaltliche Aspekte noch einmal zu beleuchten: Kontexte, Akteure/Akteurinnen und Werte.

Es sind bislang primär einzelne Gebäude, die im Fokus stehen. Ensembles, die städtische Textur und auch der Zusammenhang von Baukörper und Raumkörper, von Architektur und Freiraum könnten noch stärker in die Aufmerksamkeit rücken. Nicht nur Sonderbauten wie Kirchen, Rathäuser etc. und auch nicht nur Wohnanlagen oder besondere Bauten einzelner Architekten und Architektinnen sind dann bemerkenswert. Für Hannover beispielsweise bildet die Infrastruktur einen wichtigen Beitrag, mit dem die Stadt auch im internationalen Kontext der Nachkriegsjahrzehnte hervortrat. Bereits die viel kritisierte Planung des Stadtbaurats Rudolf Hillebrecht wirkte als Modell beispielgebend. Aber auch der von 1965 bis 1975 erfolgende U-Bahn Bau mit den U-Bahnstationen und mit der Kunst, die sich darin befindet, die Kunst am Bau/Kunst im öffentlichen Raum spielen eine Rolle.³ Der Flughafen Hannover-Langenhagen, als Scharnier nahe West-Berlin im Deutschland der Nachkriegsjahrzehnte und bis heute wichtiges internationales Verkehrsdrehkreuz in Niedersachsen und darüber hinaus auch andere Infrastrukturanlagen inklusive deren nicht sehr geschätzten Begleitern wie Parkhäusern oder Hochstraßen bilden ebenfalls baukulturelle Hinterlassenschaften dieser Zeit mit Zukunftsrelevanz. Baukultur hat viele Facetten. Es gibt eine ganze Reihe von Kulturgütern, die bislang nur ansatzweise thematisiert wurden und für die Verständnisebenen erst noch zu entwickeln sind. Dies zeigen auch national und international vergleichbare Bemühungen um das Verständnis, die Erhaltung und die Transformation der Architektur und Baukultur der Nachkriegsjahrzehnte, von denen dann die folgenden 1970er und 1980er Jahre noch weitere Herausforderungen bereithalten. In diesem Zusammenhang sei neben den Bauarchiven in Niedersachsen auch auf den in Europa seltenen, sehr umfangreichen Bestand an historischen und aktuellen internationalen Architekturzeitschriften der Technischen Informationsbibliothek/Universitätsbibliothek Hannover hingewiesen, die es als baukulturelle Quellen ebenfalls ermöglichen, viele Zusammenhänge herauszuarbeiten und einzelne Projekte und Entwicklungen differenzierter zu verstehen und zu vermitteln. Hierzu zählen nicht zuletzt auch ungebaute Projekte und nicht realisierte Planungen.

Neben den entwerfenden und gestaltenden Architekturschaffenden, von denen verschiedene benannt und auch vorgestellt wurden, bilden Auftraggeber und Auftraggeberinnen, Institutionen, Bauverwaltungen, Baugemeinschaften und auch die Bauindustrie sowie insbesondere die ebenfalls planenden und entwerfenden Ingenieure und Ingenieurinnen wichtige Akteure und Akteurinnen in dieser Zeit. Und dies gilt nicht nur für die 1960er und die Folgejahrzehnte, sondern auch für die Gegenwart und Zukunft. Diejenigen zu integrieren und zu begeistern, die Entscheidungen treffen können, aus Politik, Wirtschaft und Planung, kann ein Anliegen der baukulturellen Initiativen werden, um zukunftsfähige Modelle zu konzipieren – und zu realisieren. Gerade in Niedersachsen, in den Städten Braunschweig, Hannover und Wolfsburg zusammen, kann, worauf Olaf Gisbertz hinwies, von einem Epizentrum der Nachkriegsmoderne gesprochen werden. Es ist bedauerlich, dass hier in Teilen sehr viel zerstört worden ist, aber das hatte auch zur Folge, dass hier aus dieser Phase der Architekturmoderne sehr viele baukulturelle Bestände zu finden sind. Das kann auch zum Hintergrund und Angebot individueller und kollektiver Sinnstiftungen werden. Und mehr noch: Zeitzeugen und Zeitzeuginnen können unterstützend und inspirierend wirken, Rolf-Dieter Ramcke kann hier als Beispiel „in situ“ genannt werden. Im Blick auf verschiedene Formen der Zeitzeugenschaft gilt es, auch nach den jahrzehntelangen polarisierenden Kritiken der Vergangenheit, Menschen, die damals gebaut und geplant haben, die Offenheit entgegenzubringen, dass Sie die Zukunft nicht kannten. Sie wussten wenig über Klimaschutzproblematiken von heute oder von der Haltbarkeitsqualität der damals verwendeten Baustoffe, vor allem der Betonarten und damit verbundener Konstruktionsweisen, von denen wir heute wissen, dass man sie teilweise weder erhalten noch transformieren kann. Wenn man diesen Zeiten die Zukunftsoffenheit zurückgibt und breitere Quellenbestände einbezieht, dann erweitern sich auch Verständnispotentiale.⁴ Ein breiter gefächertes Verstehen ist der Ausgangspunkt, um architektonische und baulich-räumliche Projekte begeistern zu kommunizieren.

Das hat auch mit Wertsetzungen zu tun, der damaligen Zeit und der heutigen. Die diversen Wertvorstellungen sind in Teilen auch schwer zu verstehen.⁵ Sarcelles, eine typische Vorortssiedlung der Nachkriegsjahrzehnte in der Banlieue von Paris, wurde zum Beispiel von multidisziplinären Teams basierend auf soziologischen Ermittlungen für städtebauliche Gefüge und Wohnraumorganisation realisiert, Konzepte, die im Hinblick auf ihre Zukunftstauglichkeit sicher nur in einem breiteren kulturellen Kontext kritisch zu diskutieren und zu modifizieren sind.⁶ Dichte, Urbanität und Nutzungsmischung gehörten zu den prominenten Leitvorstellungen des Planens und Bauens der 1960er Jahre, aber auch Habitat, Alltag und Erinnerung.⁷ Ihre erneute Aktualität im zeitgenössischen internationalen Baugeschehen kann als zusätzliche Motivation wirken, um transferfähige Prämissen zu schaffen: Wie können Wertkonzeptionen vor diesem Hintergrund entwickelt werden? In der vorliegenden Dokumentation und ihren sehr interessanten Einzelbeiträgen sind dazu verschiedenste Ansätze zu finden. Mit dem Ziel, daraus für Qualitätsmessungen und für den möglichen weiteren Umgang mit diesen Architekturen und baulichen Strukturen zu lernen, gilt es die unterschiedlichen Qualitäten nicht nur differenzierter herauszustellen, sondern auch immer wieder zu exemplifizieren, im Blick auf die Geschichte und im Blick auf die Gegenwart, und dabei wertepurale Spannweiten im Auge zu haben. Es bleibt offen, ob Neutralität möglich ist. Pluralität aber ist möglich, ohne gleich zu Beliebigkeit zu werden. Jede Demokratie muss sich immer wieder neu bilden.⁸ Vielleicht sollten ebenso Werte und insbesondere auch gestalterische und soziale Qualitäten immer wieder neu diskutiert und gebildet werden. Darin eingeschlossen ist auch die Erhaltungsmotivation. Sie gilt es ebenfalls zu erarbeiten. Was kann die Erhaltungsmotivation für uns und für mögliche Entscheidungsträger ausmachen? Und was kann die Erhaltungsmotivation und auch die Transformationsqualität sein, die wir zukünftigen Generationen vermitteln, als das, was wir getan haben, im Sinne einer baukulturellen Arbeit an der Zukunft?

- ¹ Vgl. Hartmut Böhme, Vom Cultus zur Kultur(wissenschaft). Zur historischen Semantik des Kulturbegriffs, in: Renate Glaser/ Matthias Luserke (Hrsg.), Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven, Opladen: Westdt. Verlag 1996, 48-69
- ² Vgl. Michel Foucault, Archäologie des Wissens (frz. 1969), 3. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988, 187-190
- ³ Vgl. Hermann Boockhoff/Jürgen Knotz, Bauten des Verkehrs, in: ids., Architektur in Hannover seit 1960, München: Callwey 1981, D3-14
- ⁴ Vgl. hierzu auch Adrian von Buttlar, Gefährdete Nachkriegsmoderne. Eine Forschungs- und Entwicklungsaufgabe, in: id./Christoph Heuer, Architektur der 60er Jahre. Wiederentdeckung einer Epoche, Berlin: Jovis 2007, 14-27
- ⁵ Vgl. hierzu auch Hans-Rudolf Meier/Ingrid Scheurmann/Wolfgang Sonne (Hrsg.), Werte. Begründungen der Denkmalpflege in Geschichte und Gegenwart, Berlin: Jovis 2013, passim
- ⁶ Vgl. Kenny Cupers, The social project. Housing Postwar France, Minneapolis: University of Minnesota Press 2014, passim
- ⁷ Vgl. Wolfgang Pehnt, Wege ins Offene. Um Verständnis für die 60er Jahre bittend, in: Adrian von Buttlar/Christoph Heuer, op.cit. (Anm. 4), 6-13
- ⁸ Vgl. John Dewey, Democracy and education, 3. Aufl. New York et al.: Free Press 1968, 81-99

KURZBIOGRAFIEN

Winfried Brenne

Dipl.-Ing. Architekt BDA/DWB. Tätig seit 1976 als selbstständiger Architekt

1990 Bürogründung WINFRIED BRENNE ARCHITECTEN, 2002 BRENNE Ges. von Architekten mbH mit Dipl.-Ing. Franz Jaschke BDA DWB mit den Schwerpunktbereichen: Bauen im Bestand, Denkmalschutz, UNESCO Weltkulturerbe; Sanierung und Modernisierung von Gebäuden der Moderne und der Nachkriegsmoderne, Museen, Theater, Schulen, Verwaltungsgebäude, innovative Lösungen zu energetischen und sicherheitstechnischen Verbesserungen; Siedlungsbau, ökologisches Bauen, Entwickeln von Planungskonzepten städtebaulicher Brachen unter Berücksichtigung des vorhandenen Bestandes, Gutachten zu Einzelbauwerken / Denkmalbereichen, Ausstellungen, Vorträge und Publikationen.

Prof. Dr. Margitta Buchert

Architekturtheoretikerin

Seit 2000 Professorin für Architektur und Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur an der Fakultät für Architektur und Landschaft der Leibniz Universität Hannover. Hier fokussiert sie die Lehrinhalte Architekturtheorie, Entwurfstheorie, Grundlagen der Gestaltung sowie Spannweiten der Moderne. Ihre Forschungsschwerpunkte bilden „Reflexives Entwerfen“, „Urbane Architektur“ sowie Ästhetik und Kontextualität von Architektur, Kunst, Stadt und Natur.

Rocco Curti

Dipl.-Ing. Architekt, M.A. Denkmalpflege, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege

Zunächst Schreinerlehre in München und anschließendes Architekturstudium an der FH München. 2003 freie Mitarbeit in Architekturbüros. Studium in Bamberg an der Otto-Friedrich Universität. 2006 Abschluss im Masterstudiengang Denkmalpflege. Von 2006 bis 2008 wissenschaftlicher Volontär im Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie (TLDA) im Bereich Bau- und Kunstdenkmalpflege in Erfurt. Ab 2008 Gebietsreferent in der Praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege im TLDA. Ab September 2011 Gebietsreferent im Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege (NLD), Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege. Seit 2014 Leiter des Regionalreferats Hannover. Rocco Curti ist Sprecher des Arbeitskreises AK 1960+ im Netzwerk Baukultur Niedersachsen.

Dr. Norbert Funke

Dipl.-Ing. Architektur, Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz und Stadt Königslutter am Elm

Studium an der TU Braunschweig, Diplom bei Meinhard von Gerkan. Bis 1997 Assistent im Fachgebiet Baugeschichte bei Prof. Harmen Thies. 1999 Promotion über ein Thema der italienischen Romanik. Freie Mitarbeit in verschiedenen Museen (Forschung, Museumspädagogik, Ausstellungen). 2007 Kulturmanagement für die Stadt Königslutter am Elm und die Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz, seit 2009 gleichzeitig wissenschaftliche Leitung am Kaiserdom Königslutter. Langjährige Mitarbeit in der Arbeitsgruppe Denkmalpflege der Braunschweiger Landschaft, seit 2011 deren Sprecher, Initiator des Projekts „Achtung – modern!“

Dr. phil. Olaf Gisbertz

Architekturhistoriker, Technische Universität Braunschweig

studierte Kunstgeschichte, Europäische Ethnologie und Städtebau, 1997 Promotion mit einer Arbeit zum Neuen Bauen in Magdeburg, danach Berater in namhaften Berliner Werbe- und PR-Agenturen, außerdem wiss. Angestellter/freier Mitarbeiter der RWTH Aachen und Deutschen Stiftung Denkmalschutz, seit 2005 wiss. Mitarbeiter an den Instituten für Geschichte + Theorie der Architektur und Stadt (gtas) bzw. Baugeschichte der TU Braunschweig, Mitkurator der Ausstellung Gesetz und Freiheit. Der Architekt Friedrich Wilhelm Kraemer. Idee und Konzeption diverser Tagungen und Veranstaltungsreihen zur Architektur der Nachkriegsmoderne. Seit 2014 Leitung des ZBK – Zentrum Baukultur + Kommunikation als Teil der Innovationsgesellschaft der TU Braunschweig / WiSe 2014/15 Lehrauftrag zur Baukultur der 1960er und 70er Jahre an der Universität Augsburg. 2010 Gründungsvorsitz Netzwerk Braunschweiger Schule e.V., zahlreiche weitere Mitgliedschaften; 1994-96 Stipendiat der Graduiertenförderung NRW, 2002 Theodor-Fischer-Preis (ZI, München).

Arne Herbote

Dipl.-Ing. Architekt, wissenschaftlicher Mitarbeiter Technische Universität Braunschweig

Studium an der TU Braunschweig und der TTKK Tampere, Finnland (Erasmus-Stipendium der Europäischen Union). Seit 2004 freie Entwurfs- und Planungstätigkeit. 2005-2006 Architekturkommunikation des phäno Wolfsburg im Eröffnungszeitraum. 2008 Mitglied der Architektenkammer Niedersachsen. Seit 2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachgebiet Geschichte + Theorie der Architektur und Stadt, TU Braunschweig

PD Dr.-Ing. habil. Ulrich Knufinke

Dipl.-Ing. Architektur, Magister der Germanistik, freiberuflich Tätig als Autor und Kurator

Studium an der Technischen Universität Braunschweig. 2005 wurde er dort mit einer Arbeit über das Thema „Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland“ promoviert, 2014 erfolgte seine Habilitation an der Universität Stuttgart. Mehrere Stipendien führten ihn zu Forschungsaufenthalten an die Hebräische Universität Jerusalem, woraus zuletzt die Publikation „Bauhaus: Jerusalem“ über Neues Bauen in Jerusalem zwischen 1918 und 1948 hervorgegangen ist. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Kulturgeschichte jüdischer Architektur und die Architektur des 19. bis 21. Jahrhunderts.

Martin Krause

Dipl.-Ing. Architekt, Leiter des Amtes für Bau- und Kunstpflege Hannover der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

Die Landeskirche unterhält 5 regionale Bauämter. Diese beraten die Kirchengemeinden und Kirchenkreise in allen Fragen der Bau-, Kunst- und Denkmalpflege und führen regelmäßig Baubegehungen durch. Zur Betreuung von Baumaßnahmen – vorwiegend Großinstandsetzungsmaßnahmen an Sakralbauten – erbringen die Bauämter die erforderlichen Architektenleistungen. Im Rahmen kirchenaufsichtlicher Genehmigungsverfahren sind Stellungnahmen in baufachlicher bzw. denkmalpflegerischer Hinsicht abzugeben. Die Bauämter beraten die Kirchengemeinden bei der Abfassung von Architekten- und Ingenieurverträgen.

Dr. Stefanie Krebs

Landschaftsarchitektin, Tonspur Stadtlandschaft

Dr. Stefanie Krebs leitet in Hannover das Büro Tonspur Stadtlandschaft, das auf die Entwicklung und Produktion von Audiomedien für Stadt und Landschaft spezialisiert ist. Nach ihrem Studium in Hannover und Edinburgh war sie in einem Büro für Stadt-, Regional- und Landesplanung tätig, bevor sie 2001 ihre Promotion „Zur Lesbarkeit zeitgenössischer Landschaftsarchitektur – Verbindungen zur Philosophie der Dekonstruktion“ vorlegte. Nach langjähriger Lehr- und Forschungstätigkeit im In- und Ausland unterrichtet sie heute an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover Klangökologie und Audiomedien in der räumlichen Planung am Lehrstuhl für Planungskommunikation und Freiraumpolitik.

Hanna von der Lippe

Dipl.-Ing. Architektin, Deutscher Werkbund Nord

Studium an der Werkkunstschule Hannover, Aufbaustudium Denkmalpflege an der Universität Bamberg (nach Kinderpause), Mitarbeit in diversen Arch.-Büros, ab 1991 Denkmalpflegerin bei der Landeshauptstadt Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Revitalisierung von 20er Jahre Siedlungen in Hannover; Erhaltungs- und Wiederherstellungsmaßnahmen („Im Kreuzkamp“, „Liststadt“), Mitarbeit an der Revitalisierung hannoverscher Industriestandorte (Bahlsen, Pelikan, Geha). Ab 2008 Ruhe- bzw. Unruhestand, Mitglied im Deutschen Werkbund Nord (Vorstandsmitglied).

Dr. Martin Peschken

Kulturhistoriker, Technische Universität Braunschweig, Institut GTAS

Studium der Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft und Publizistik in Berlin und Madrid. 2005 Promotion mit einer Arbeit zur Poiesis des bildnerischen Schreibens am Beispiel des Lyrikers, Übersetzers und Fotografen Erich Arendt. Parallel zur Promotion Editor an der Historisch-kritischen Hanns Eisler Gesamtausgabe und der Kritischen Werk-Ausgabe Erich Arendts, sowie freiberuflich tätig als Kurator. 2005-2010 Mitarbeiter bei der IBA StadtUmbau 2010 in Sachsen-Anhalt. Seit 2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Department Architektur der TU Braunschweig. Seit 2012 dort interimistischer Leiter des Instituts Geschichte und Theorie der Architektur und Stadt.

Dr. Holger Pump-Uhlmann

Dipl.-Ing. Architekt, Architekturhistoriker

Studium der Architektur an der TU Braunschweig. Anschließend angestellter und freiberuflicher Architekt. 1997 Promotion an der TU Delft. Lange Jahre wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar und am Institut für Bau- und Stadtbaugeschichte der TU Braunschweig sowie am Institute of History of Art, Architecture and Urbanism der TU Delft/Niederlande. Aktuelle Arbeitsfelder: Untersuchungen zu den Wirkungsweisen innerstädtischer Einkaufszentren; Beratungen von Bürgerinitiativen und Kommunen zu diesem Thema; Städtebauliche Entwicklungskonzepte und deren Umsetzung; Stadtbauhistorische und bauhistorische Gutachten und Forschungsarbeiten.

Dr. Felicia Riess

Lavesstiftung/Architektenkammer Niedersachsen

Studium der Kunstwissenschaften und Romanistik an der Universität Gesamthochschule Kassel. Promotion an der Bauhaus-Universität Weimar zum Thema „Ambivalenzen einer Eigenart. Josef Hoffmanns Ausstellungsbauten als Entwurf einer modernen Formensprache in Österreich“. Seit 2000 tätig bei der Architektenkammer Niedersachsen in den Aufgabenbereichen: Ausstellungen, Projektmanagement, Wissenschaft, Denkmalpflege und Fortbildung.

Daniel Sebening

M.A. Beudenkmalpflege

Jahrgang 1983. Studium der Kunstgeschichte und des Musik- und Veranstaltungsmanagements an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und der Hochschule für Musik Franz Liszt in Weimar. Masterstudium der Baudenkmalpflege an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim. Abschlussarbeit 2013 zum Thema Rolf-Dieter Ramcke. Planen und Bauen im städtischen Hochbauamt Hannover in den 1960er bis 80er Jahren. Grundlagen für eine denkmalfachliche Bewertung und Einordnung. Während der Studienzeit in Jena und Weimar, 2008 bis 2011, Studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Denkmalpflege und Baugeschichte an der Bauhaus-Universität Weimar. Seit 2014 Angestellter in der Bau- und Wohnungswirtschaft.





REDAKTION

Netzwerk Baukultur Niedersachsen Geschäftsstelle

Postanschrift	c/o Stadt Wolfsburg Postfach 100944 D-38409 Wolfsburg
Standort	Alvar-Aalto-Kulturhaus Porschestraße 51 D-38440 Wolfsburg
Tel.	05361.28-2835
Fax	05361.28-1644
Mail	kontakt@baukultur-niedersachsen.de www.baukultur-niedersachsen.de
Öffnungszeiten	Montags und Donnerstags 10-14 Uhr
Ansprechpartnerinnen	Nicole Froberg, Carolin Heidloff
Herausgeber Veranstaltungsfotos	Netzwerk Baukultur in Niedersachsen Lars Landmann

Wolfsburg, Juli 2015



Niedersächsisches Ministerium
für Soziales, Gesundheit
und Gleichstellung



HISTORISCHES
MUSEUM
HANNOVER

